

AIDS-FORUM DAH

Band

53

Ins Netz gegangen – Schwule Männer, Sex und Prävention im Internet

Tobias Milbrett (Hg.)

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Impressum

Deutsche AIDS-Hilfe e. V.
Wilhelmstr. 138
10963 Berlin
Internet: www.aidshilfe.de
E-Mail: dah@aidshilfe.de

März 2009
Bestellnummer: 030053

Redaktion und Bearbeitung: Holger Sweers,
Christine Höpfner
Gestaltung: moniteurs
Satz: Carmen Janiesch
Druck: schöne drucksachen,
Bessemerstr. 76a, 12103 Berlin
alle Berlin

Spenden an die DAH

Konto 220 220 220
Berliner Sparkasse
BLZ 100 500 00
Online: www.aidshilfe.de

Sie können die DAH auch unterstützen,
indem Sie Fördermitglied werden.

Nähere Informationen unter
<http://www.aidshilfe.de> oder bei der DAH.

Die DAH ist als gemeinnützig und besonders
förderungswürdig anerkannt. Spenden und
Fördermitgliedschaftsbeiträge sind daher
steuerabzugsfähig.

Inhalt

- 5 Einführung
Tobias Milbrett, Holger Sweers und Christine Höpfner
- 9 Sexualität und Internet
Martin Dannecker
- 19 Schöne rosa Cyberwelt mit einem Schuss Übertreibung
Michael Lenz
- 25 Das schnelle Date –
internetgestützte Sexkontakte und HIV-Infektionsrisiko
Michael Bochow, Stefanie Grote und Axel J. Schmidt
- 43 Ins Netz gegangen –
männliche Prostitution in den Zeiten des Internets
Ralf Rötten
- 49 Gläserne Welt – der digitale Exhibitionismus und seine Folgen
Stefan Reck
- 57 Prävention im Internet: Modellprojekt „Health Support“
Matthias Kuske
- 65 Vernetzt im Netz – www.aidshilfe-beratung.de
Werner Bock
- 73 Die Suche nach Sex im Internet. Ausgewählte Ergebnisse einer
Literaturrecherche
Michael Bochow und Stefanie Grote
- 95 Autorinnen und Autoren

Einführung

Das Internet ist zu einem festen Bestandteil unserer Alltagskultur geworden. Das ursprünglich in erster Linie für wissenschaftliche oder kommerzielle Zwecke genutzte Medium dient heute verstärkt der privaten Kommunikation und der Informationsbeschaffung. Seine Vorteile liegen auf der Hand: Es ist leicht und rund um die Uhr zugänglich, verursacht nur geringe Kosten und gewährt den Nutzern (scheinbar) ein relativ hohes Maß an Anonymität. Zugleich entstehen immer wieder neue Kommunikationsformen, die ihrerseits den Umgang miteinander in diesem Medium verändern.

So ist etwa schon seit Jahren zu beobachten, dass das Internet in zunehmendem Maße für die persönliche Präsentation genutzt wird, z. B. mittels eigener Homepages oder durch Profile in Kontaktforen und Sozialplattformen, die es inzwischen zuhauf gibt. Auch die Suche nach Beziehungs- und/oder Sexpartnern erfolgt immer häufiger in Chat- und Datingportalen. Dort werden Wünsche und Bedürfnisse auf eine Art und Weise mitgeteilt, wie dies anderswo nicht möglich wäre. Auffällig ist die starke Sexualisierung, gepaart mit großer Freizügigkeit im Hinblick auf persönliche Daten und Bilder, woraus verschiedene Fragen und Probleme resultieren: Wie

wird mit der „veröffentlichten“ Privatsphäre umgegangen? Welche Auswirkungen hat das virtuelle Kontakte und Offenbaren auf reale Kontakte und Netzwerke? Inwieweit beeinflusst die online „gelebte“ und kommunizierte Sexualität das Miteinander in der wirklichen Welt? Welche Risiken birgt der Cybersex, aber auch: welche neuen Möglichkeiten eröffnen sich in diesem Setting für die Prävention von HIV, Hepatitis und anderen sexuell übertragbaren Krankheiten (STDs)?

Der vorliegende Band präsentiert Erkenntnisse und Erfahrungen rund um das Thema „Internet, Sex und Prävention“, und zwar am Beispiel schwuler, bisexueller und anderer Männer, die Sex mit Männern haben (MSM): Studien zufolge liegt der Anteil der Internet-User in dieser Gruppe wesentlich höher als in der Allgemeinbevölkerung, und MSM nutzen das Medium offenbar auch häufiger als heterosexuelle Männer (und diese wiederum häufiger als Frauen) zur Suche nach Sexkontakten. Der Einfluss des Internets auf das Sexverhalten und die Eignung dieses Mediums für die HIV-Prävention wird dabei zugleich anhand derjenigen Gruppe beleuchtet, die in Deutschland am stärksten von HIV, Hepatitis und anderen STDs betroffen ist.

Die Beiträge im Einzelnen

6

Der Einstieg ins Thema erfolgt durch *Martin Dannecker*, der den Cybersex als eine mit der „Zerstreuung der Sexualität in Sexualitäten“ zusammenzudenkende, von partnerschaftlicher Sexualität relativ unabhängige Sexualform bezeichnet. Der Chatroom diene nicht nur der beschleunigten Partnersuche, sondern erzeuge vor allem auch sexuelle Lust bereits beim wechselseitigen Ausloten sexueller Wünsche und Kommunizieren sexueller Fantasien; zugleich sei er Ort für eine „im Orgasmus mündende Sexualität“. Die real und die virtuell gelebte Sexualität sieht der Sexualwissenschaftler komplex miteinander verquickt; die Vermutung, das „virtuell abgestreifte Kondom“ führe zu ungeschütztem Sex in der Realität, kann er daher nicht von der Hand weisen: Das sexuelle Handeln in der Cyberwelt hinterlasse Erinnerungsspuren, die präventive Absichten beim realen Sex möglicherweise labilisierten.

Befördert das Internet „riskanten“ Sex? Die vom Journalisten *Michael Lenz* zitierten Wissenschaftler beantworten diese Frage zwar mit einem vorsichtigen Nein, aber auch Lenz will das Medium nicht ganz aus der Verantwortung entlassen. Er argumentiert, ähnlich wie Dannecker, dass das online und offline Präsentierte zusammenzudenken sei; die virtuelle Identität sei lediglich eine Facette des realen Menschen. Für Lenz ist das Netz Experimentierfeld wie auch Medium der Selbstverwirklichung schwuler Männer und spiegelt das schwule Leben in viel größerer Vielfalt wider als die Schwulenszenen in der realen Welt. Dabei gehe es beileibe nicht immer um Sex, sondern – neben dem Aufbau und der Pflege sozialer Kontakte – um alle möglichen Interessen.

Bestätigt wird dies unter anderem durch eine 2006 von den Sozialwissenschaftlern *Michael Bochow*, *Stefanie Grote* und *Axel J. Schmidt* online durchgeführte Befragung von Kontaktseiten-Nutzern, deren wichtigste Ergebnisse in diesem Band vorgestellt werden. Besonders interessant für Präventionisten dürften dabei die Befunde zu der Frage sein, ob es bei online und offline angebahnten Sexualkontakten Unterschiede im Risikoverhalten gibt und welche Rolle dabei Faktoren wie Lebensalter, Konsum illegaler Drogen und Anzahl der Sexualpartner spielen. Der Bericht schließt mit Empfehlungen zur verstärkten Nutzung des Internets für Informationen zum angemessenen Umgang mit HIV-Risiken, wozu für die Autoren unter anderem Tipps für das Gespräch über den HIV-Serostatus bei sexuellen Begegnungen gehören.

Zu Veränderungen beigetragen hat das World Wide Web auch bei den sexuellen Dienstleistern, wie *Ralf Rötten* am Beispiel der männlichen Prostitution darlegt. Er zeigt anhand eigener Beobachtungen und Eindrücke auf, wie das Internet politische und gesellschaftliche Entwicklungen (etwa die zunehmende Individualisierung oder die weltweit steigende Mobilität) beschleunigt.

Das Netz ermöglicht uns, Angebote jedweder Art zu sichten, zu bewerten und zu buchen und uns selbst in vielfältigster Form zu präsentieren. Diese Fülle an Möglichkeiten hat aber auch ihre Schattenseiten. So ist es mit der vermeintlichen Anonymität des Internets nämlich nicht weit her, wie *Stefan Reck* anhand von Beispielen aus der Welt der Businessnetzwerke, „Schulfreunde“-Datenbanken und -Suchmaschinen, interaktiven Plattformen oder auch schwulen Chat- und Kontaktportale verdeutlicht. Was viele für einen höchst privaten Raum halten, ist in Wahrheit ein ziemlich öffentlicher: Wer sich dort bewegt, kann relativ leicht identifiziert und „verfolgt“ werden. Das schier unbegrenzte Gedächtnis des virtuellen Raums und die Möglichkeit, dort hinterlassene Spuren beliebig zu kombinieren, machen ihn zum idealen (Tat-)Ort für private Rachezüge, Datendiebstahl oder Aktionen von Strafverfolgungsbehörden. Der „digitale Exhibitionismus“ kann also höchst unangenehme, gravierende Folgen haben – nicht zuletzt auch bei Angaben über das eigene Sexualverhalten, mit denen sich beispielsweise der Verdacht begründen lässt, eine HIV-Infektion verursacht oder in Kauf genommen zu haben.

Das Internet birgt Risiken, bietet aber zugleich ideale Bedingungen für zielgruppengerecht aufbereitete Informationen, für Online-Streetwork oder den Austausch über Gesundheit und den Schutz vor HIV, Hepatitis und anderen (sexuell) übertragbaren Krankheiten. Das gilt insbesondere für Chat- und Kontaktportale, genau die Orte also, an denen nach Sex(partnern) gesucht wird. *Matthias Kuske* veranschaulicht dies am Beispiel des Kooperationsprojekts „Health Support“, das die DAH 2007 auf www.gayromeo.com gestartet hat, einem der stark frequentierten Portale für MSM. Als Faktoren für eine gelingende Internetprävention identi-

fiziert der Autor die Kooperation mit verschiedenen Akteuren sowie Instrumente der Qualitätsentwicklung. Zugleich betont er, dass das Engagement an der Schnittstelle zwischen „klassischer“ Präventionsarbeit und Online-Beratung spezielle Qualifikationen wie etwa Verweisungs- und Medienkompetenz oder Fähigkeiten in schriftlicher Kommunikation und Selbstreflexion erfordere.

„Kooperation“ ist auch das Stichwort für das Projekt www.aidshilfe-beratung.de, das die DAH-Bundesgeschäftsstelle zusammen mit derzeit 32 Mitarbeiter(inne)n aus 24 Aidshilfen betreibt. *Werner Bock*, der fachliche Leiter des gemeinsamen Projekts, skizziert die Pionierzeit der Onlineberatung, die heutige Organisation der Teamarbeit und die technischen Vorkehrungen zur Gewährleistung größtmöglicher Datensicherheit, benennt die Vorteile dieses Angebots und gibt einen Überblick über die Nutzergruppen, darunter vor allem auch solche, die von den „klassischen“ Beratungsangeboten eher selten Gebrauch machen. Dass die Arbeit im Internet spezieller Kompetenzen bedarf, gilt selbstverständlich auch für die Kommunikation per E-Mail, was am Beispiel der Lese- und Schreibkompetenz genauer erläutert wird. Besonders gefragt, so wird deutlich, sind Einfühlungsvermögen und die Fähigkeit, zwischen den Zeilen zu lesen.

Der Band schließt mit ausgewählten Ergebnissen einer Literaturrecherche, die *Michael Bochow* und *Stefanie Grote* zur „Suche nach Sex im Internet“ durchgeführt haben. Die Autoren präsentieren Daten zu den Nutzungsschwerpunkten des Internets und zu seiner Nutzung bei verschiedenen Bevölkerungsgruppen, überprüfen häufig geäußerte Thesen und Behauptungen hinsichtlich der positiven und negativen Auswirkungen des Internets insbesondere bei schwulen Männern und berichten über die wichtigsten Befunde von drei großen Befragungen zum Thema „Sex online in Deutschland“.

Wir wenden uns mit dieser Publikation ...

... vor allem an die Praktiker und Praktikerinnen in der Offline- und Online-Prävention, -Beratung und -Vor-Ort-Arbeit. Sie sind gefordert, die Entwicklungen im Feld „Internet, Sex und Prävention“ genau zu beobachten, um (auch weiterhin) mit geeigneten Angeboten darauf reagieren zu können – sei es mit lokalen oder regionalen Projekten, mit landesweiten Präventionskampagnen wie „Herzenslust“ in Nordrhein-Westfalen (www.herzenslust.de) oder „hin und wech“ in Niedersachsen (www.hin-und-wech.de) oder auch mit www.iwwit.de: Diese Seite der Deutschen AIDS-Hilfe begleitet und unterstützt die im Herbst 2008 gestartete bundesweite Präventionskampagne „ICH WEISS WAS ICH TU“ für Männer, die Sex mit Männern haben (MSM).

Berlin, im März 2009

Tobias Milbrett, Sozialwissenschaftler

Christine Höpfner und Holger Sweers, DAH-Bereich Aufklärung und Information

Sexualität und Internet

Martin Dannecker

Cybersex als neue Sexualform

Cybersex im weiteren Sinn gehört inzwischen für einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung zum sexuellen Repertoire. Das sieht zwar nach den Ergebnissen von Umfragen – z. B. telefonischen Befragungen, in denen direkt nach dem Konsum von Sex im Internet gefragt wird – nicht so aus. Glaubt man diesen, sind die Deutschen Internetsex-Muffel. Nicola Döring zufolge geben laut „World Internet Project“ nur 2 % an, regelmäßig auf einschlägige Internet-Angebote zuzugreifen (Döring 2004, S. 177). Ein völlig anderes Bild erhalte man jedoch, so Döring, wenn man Protokoll-Software einsetzt, die das komplette Surfverhalten einer Person im Hintergrund mitschneidet. Das Ergebnis sieht dann so aus: „Bereits im Jahr 2001 zeigte eine mit Protokoll-Software durchgeführte Studie des Unternehmens NetValue, dass 33 % der deutschen Onliner häufig Cybersex genießen, darunter 82 % Männer und 18 % Frauen“ (ebd.).

Zumindest für Männer kann der Cybersex damit als eine neue Sexualform bezeichnet werden. In vollem Umfang trifft das freilich nur für homosexuelle Män-

ner zu. Jedenfalls scheint der Anteil derer, die das Internet mit sexuellen Motiven und zu sexuellen Zwecken aufsuchen, bei homosexuellen Männern sehr viel höher zu sein als bei heterosexuellen. Darauf deutet schon die hohe Zahl der aktiven Profile bei den Gayportalen hin. Allein bei „GayRomeo“ waren Anfang 2009 circa 650.000 Profile von homo- bzw. bisexuellen Männern aktiv, davon stammten 318.000 von deutschen Nutzern. Neben „GayRomeo“ existieren noch weitere Portale für die homosexuelle Online-Community mit ebenfalls hohen User-Zahlen. Für einen durchaus beträchtlichen Teil der homosexuellen Männer gehört der mehr oder weniger regelmäßige „Gang“ in eines dieser Portale inzwischen zum Alltag. Das heißt freilich nicht, dass der Sex im Internet die sagen wir mal: traditionelle Sexualität abgelöst beginnt. Für den weitaus überwiegenden Teil der Sexsurfer ist der Sex im Internet eine gleichzeitig mit traditionellen Formen der Sexualität einhergehende Variante. Allerdings spielt die Partnersuche über das Internet bei homosexuellen Männern inzwischen eine wichtige Rolle und löst tendenziell diejenige über traditionelle Orte ab. Das gilt zumindest für die Sexportal-User. Von diesen haben nach einer Studie von Michael Bochow u. a. immerhin 85 % im Jahr vor der Befragung zumindest einen Partner über Online-Kontakte kennengelernt, während nur zwei Drittel einen Sexualpartner sozusagen über Offline-Kontakte trafen (Bochow u. a. 2007, S. 5).¹

Vor der ersten realen Begegnung: Abgleich der sexuellen Skripte

Schon diese Ergebnisse lassen vermuten, dass der Internetsex mehr als eine bloße Erweiterung der sexuellen Erfahrungen ist. Und Chatrooms sind auch nicht nur ein Mittel zur Beschleunigung von Face-to-Face-Begegnungen, wie gegen kulturpessimistische Prognosen eingewendet wurde, die eine Entkörperlichung der Sexualität durch das Netz befürchteten. Eine solche Sichtweise unterschlägt die immense Sexualisierung und den explizit sexuellen Text während des Chats. Wer sich über einen Chat kennenlernt, weiß über die Sexualität des anderen vor der ersten Begegnung „von Angesicht zu Angesicht“ zumeist mehr und hat selbst mehr von seiner eigenen Sexualität offenbart, als das bei anderen Weisen des Kennenlernens der Fall ist. Der Unterschied liegt darin, dass das eigene sexuelle Skript bzw. die Struktur des sexuellen Begehrens mit dem sexuellen Skript des oder der anderen gleichsam abgeglichen werden kann, bevor man sich zum ersten Mal in der realen Welt begegnet. Beim Chatten wird ja in der Regel „geklärt“, ob die eigenen sexuellen Wünsche und Vorstellungen mit denjenigen des Gegenübers halbwegs kompatibel sind. „Was magst du?“ oder „Worauf stehst du?“ ist dann auch eine der häufig gestellten Fragen beim Chatten. Aber mit der Antwort darauf, die z. B. „Ich mag eigentlich keinen Blümchensex“ lauten kann,

¹ *Heterosexuelle Männer, die Sexportale nutzen, scheinen dagegen deutlich seltener Sexualpartnerinnen über diesen Weg zu finden, obgleich das ein wichtiges Motiv für das Aufsuchen solcher Portale ist (vgl. hierzu Bochow u. a. 2007, S. 4f)*

ist es noch nicht getan. Denn in aller Regel wird durch die weitere Kommunikation ausgelotet, ob hinter der virtuellen Antwort auch ein authentisches Begehren steckt. Dieses Ausloten sexueller Wünsche und das Zur-Sprache-Bringen von sexuellen Fantasien werden von vielen Chatteilnehmern als außerordentlich lustvoll erlebt.

Noch vor der ersten realen Begegnung gibt es also ein miteinander abgestimmtes sexuelles Skript, was mit der Vorstellung einhergeht, dann auch tatsächlich das zu bekommen, wonach einen verlangt. Durch die Konkretisierung sexueller Fantasien, auch solcher, die in der realen Welt als abwegig oder gar „gefährlich“ erlebt werden, wird vor der Face-to-Face-Begegnung darüber hinaus ein Handlungsfeld für das Experimentieren mit diesen Fantasien eröffnet. Beim Chatten werden die sexuellen Wünsche und Fantasien also gleichsam konkretisiert, was auf beiden Seiten zu der durchaus zwiespältigen Erwartung führen mag, dass man sich bei der realen sexuellen Begegnung auch weitgehend daran hält. In den meisten Fällen stellt sich dann aber sehr schnell heraus, dass es mit dem Sex im Internet etwas anderes ist als bei einer realen Begegnung.

Zerstreuung der Sexualität in Sexualitäten

Aber das Netz ist nicht nur eine Kontaktbörse zur Anbahnung von Face-to-Face-Begegnungen, sondern auch ein Raum für eine in sich abgeschlossene, im Orgasmus mündende Sexualität. Der Cybersex muss dann auch zusammengedacht werden mit der Zerstreuung der Sexualität in Sexualitäten und der damit einhergehenden Entthronung der Paarsexualität. Wir haben es ja schon seit geraumer Zeit mit einer Tendenz der Entkoppelung eines Teils vom Ganzen und dessen gleichzeitiger Aufwertung im seelischen Haushalt der Individuen zu tun. Besonders eindrucksvoll zeigt sich dies an der Bedeutungsverschiebung der Masturbation bei Heterosexuellen. Diese wurde ja lange Zeit als eine Ersatzbefriedigung für partnerschaftliche Sexualität begriffen. Wird sie so verstanden, bestätigt jede masturbatorische Aktivität das, was sie ersetzt. Unter solchen Vorzeichen ist die Masturbation gleichsam ein negativer Koitus. Inzwischen deuten aber sowohl empirische Ergebnisse als auch die mit dieser Praktik einhergehenden Gefühle darauf hin, dass die Masturbation ihre Referenz zum Koitus verloren und sich zu einer davon unabhängigen, also eigenständigen und eigentümlichen Sexualform entwickelt hat. Analog würde ich den Cybersex als eine von der partnerschaftlichen Sexualität relativ unabhängige Form der Sexualität betrachten.

Wenn das stimmt, müssen wir annehmen, dass die sexuellen Partialtriebe zunehmend ihre eigenen Ansprüche auch in der Sexualität der Erwachsenen anmelden und auf eine Entkoppelung von der genitalen Sexualität drängen. Nach den Vorstellungen der orthodoxen Psychoanalyse hingegen sollen sich die Parti-

altriebe mit ihrer Tendenz, Lust und nichts als Lust zu suchen, schließlich dem Primat der Genitalität unterordnen. Dadurch, so glaubte Freud, werde zugleich ein neues Sexualziel durchgesetzt, das auch dem Sexualtrieb eine neue Qualität verleihe. Der Sexualtrieb, so meinte er, stelle sich nach diesem Entwicklungsschritt „in den Dienst der Fortpflanzungsfunktion, werde sozusagen altruistisch“ (Freud 1905, S. 109). Während sich Freud die normale Entwicklung also als Zentrierung des Sexuellen auf die genitale Sexualität dachte, haben wir es gegenwärtig mit einer gegenläufigen Tendenz zu tun, nämlich mit der Zerstreung der Sexualität in Sexualitäten und einer damit einhergehenden Aufwertung der sexuellen Partialtriebe. Das verleiht der manifesten Sexualität der Erwachsenen Züge des Polymorph-Perversen und führt zu einer Schwächung der Paarsexualität.

Gewiss wird es auch weiterhin das sexuelle Paar geben. Bei genauerem Hinsehen auf die zu einem Paar verbundenen Individuen zeigt sich indes eine zunehmende Gleichzeitigkeit von Paarsexualität und davon unabhängigen sexuellen Äußerungen und Wünschen. Diese Wünsche waren freilich immer schon da, sie beruhen auf der polymorph-perversen Grundlage der menschlichen Sexualität. Im Internet werden folglich auch keine neuen sexuellen Wünsche generiert. Es ermöglicht aber andere Umgangsweisen mit sexuellen Wünschen und Konflikten.

12

Was geschieht beim Cybersex?

Ich beschränke mich im Folgenden auf Cybersex im engeren Sinne. Darunter versteht man nach der Definition von Nicola Döring „computervermittelte zwischenmenschliche Interaktionen, bei denen die beteiligten Personen offen sexuell motiviert sind, also sexuelle Erregung und sexuelle Befriedigung suchen, während sie einander digitale Botschaften übermitteln“ (Döring 2004, S. 178).

Wechselseitige Sexualisierung

Damit haben wir die erste wichtige Bedingung für die Attraktivität von Cybersex. Er ist keine einsame masturbatorische Aktivität, und man handelt sich dabei auch keine einsamen Höhepunkte ein, denn es gibt ein zwar nicht direkt anwesendes, aber gleichwohl reales Gegenüber. Beim Onanieren auf eine pornografische Vorlage ist nur der Pornografiekonsument erregt. In der Vorlage bewegt sich nichts, auch wenn der Betrachter noch so heftig fantasiert, was er in dieser Szene alles machen würde, wäre er nur ein Teil von ihr. Beim Chat indes gibt es ein Gegenüber, bei dem sich ebenfalls etwas regt. Es geht beim Cybersex also um wechselseitige Sexualisierung. Beide nehmen an, sofern sie sich tatsächlich sexualisieren lassen und sexuell erregt sind, dass dies auch auf den jeweils anderen zutrifft. Diese Annahme, dieses Erleben, ist in hohem Maße narzisstisch befriedigend.

Überhaupt ist das Netz ein geradezu idealer Ort, um narzisstische Größenfantasien, die um die Sexualität kreisen, auszuleben. Das hat damit zu tun, dass es im Chat möglich ist, sich ohne größeren Aufwand in ständig gespannter Vorlust von einem Sexpartner zum anderen zu bewegen. Wenn ich mich nicht ganz irre, ist der Cybersex primär ein Medium der endlosen Vorlust, das – darin den Sexpartys vergleichbar – dazu einlädt, die mit dem Orgasmus einhergehende Endlust möglichst lange hinauszuzögern, was die Größenfantasie, jeden oder jede haben zu können bzw. von jeder und jedem begehrt zu werden, enorm bestätigt.²

Mit dem sexuellen Erleben verhält es sich im Internet also doch etwas anders als im realen Leben. Denn im Netz wird vor allem sexuelle Erregung gesucht, auch um den Preis der in Kauf genommenen Täuschung. Denn der andere kann – was eigentlich jeder mit etwas Netz-Erfahrung weiß – so tun, als wäre er erregt, und das zum Beispiel durch Pausen ausdrücken. Bei allen Versuchen, die Authentizität der sexuellen Stimmung und Erregung zu überprüfen, lässt sich nicht wirklich kontrollieren, ob das darüber Mitgeteilte auch tatsächlich zutrifft. Obwohl die meisten, die Sex im Netz haben, sich ein sexuell erregtes Gegenüber wünschen, macht es hier offensichtlich nicht so viel aus, wenn das Vorgegebene tatsächlich nicht der Fall ist, weil der Zweifel im Netz sozusagen konstitutiv ist. Letztlich geht es bei der sexuellen Interaktion im Netz auch nicht um gegenseitige sexuelle Befriedigung, sondern um die je eigene, zu der andere durch ihre möglicherweise simulierte Beteiligung verhelfen. Obgleich der Cybersex ohne Frage eine sexuelle Interaktion ist, handelt es sich dabei doch häufig um ein „als ob“, und dessen scheinen sich die daran Teilnehmenden auch bewusst zu sein. Deshalb sind die Zurückweisungen und Grenzverletzungen, zu denen es auch beim Cybersex kommt, auch weniger kränkend als in der realen Welt.

Wechselbeziehung zwischen realen und virtuellen Räumen

Das hängt damit zusammen, dass der Cybersex in einem Zwischenbereich angesiedelt ist, in dem das Selbst der realen Welt und das Selbst der virtuellen Welt sowohl getrennt als auch miteinander verbunden sind. Sie sind jedoch keineswegs miteinander identisch. Diese Zwischenstellung wird aus unterschiedlichen Perspektiven von verschiedenen Autoren betont. Linguistisch zeigt sie sich daran, dass mittels Text miteinander kommuniziert wird, aber dieser Text gesprochener Sprache näher ist als geschriebener. Auch haben, worauf Eva Wilde in ihrer Seminararbeit über die Chat-Kommunikation hingewiesen hat, die meisten Teilnehmer im Chat das Gefühl, sie „sagten“ etwas, „unterhielten sich“ mit anderen Teilnehmern, „sprächen“ mit ihnen (vgl. Wilde 2002). Auch raumlogisch nimmt

² In einem Interview mit Gunter Schmidt warf Ken Plummer die Frage auf, was sexuell daran sei, Worte in einen Computer einzugeben, und ließ als sexuell nur die gleichzeitige Masturbation gelten (Plummer 1997). Aber auch wenn es beim Chatten nicht zur Masturbation und einem Orgasmus kommt, geht es dabei beständig um das Begehren und das Begehrtwerden, und deshalb ist diese sexualisierte Bewegung durch den Chatroom, bei der man beständig Worte in den Computer eingibt, auch sexuell par excellence.

das Internet eine Zwischenstellung ein. Zwar wird oft der Eindruck erweckt, als seien reale und virtuelle Räume klar voneinander getrennt. Tatsächlich bestehen zwischen ihnen jedoch vielfältige Interdependenzen, was Arne Dekker in seinem Aufsatz „Körper und Geschlecht in virtuellen Räumen“ betont hat. Real ist Dekker zufolge der Computer, sein Umraum und die Präsenz des realweltlichen Körpers, virtuell das raumlose Netz mit seiner utopischen Körper- und Ortlosigkeit (vgl. Dekker 2004).³

Die wechselseitige Abhängigkeit zwischen virtuellem und realem Raum bedeutet im Hinblick auf die Sexualität, dass zwischen der realen und der virtuellen sexuellen Person zwar eine Differenz, jedoch auch eine Beziehung besteht. Beim Gang ins Netz sitzt die reale Person mit ihrer sexuellen Struktur und ihrem Namen am Computer. Im Augenblick des Eintritts in den Chatroom wird dieser Name abgestreift und durch einen Nickname ersetzt. Dieses Abstreifen *des* Namens, mit dem man von Anbeginn an zur Ordnung gerufen wurde und in den Scham und Hemmungen eingepflanzt sind, führt zu der mit dem Internet imaginierten Anonymität, die tatsächlich gar nicht existiert. Im virtuellen Raum bin ich zwar auch mit meiner Sexualgeschichte, also der Sexualität der realen Welt anwesend, aber diese ist maskiert, und die in sie eingepflanzte Scham und Schuld verlieren zumindest teilweise ihre die Sexualität hemmenden Wirkungen. Zwar kann man sich im virtuellen Raum nicht völlig neu erfinden, aber man erlebt sich dort auch nicht so wie in den realen Räumen. Und zwar schon deshalb nicht, weil man, wie es die Gesetze des Chats verlangen, auf eine in der realen Welt nicht übliche Weise ständig über Sexualität kommunizieren und sich zu sich und seiner Sexualität in Beziehung setzen muss.

Sexualität ist zwar auch in der realen Welt nicht einfach da, sondern muss auch dort „hergestellt“ werden, das heißt, sexuelle Bedürfnisse müssen in sexuelle Interaktionen umgesetzt werden. Gleichwohl nehmen die Menschen in der realen Welt sehr viel stärker an, dass mit der Sexualität und den sexuellen Wünschen alles klar ist und der Partner bzw. die Partnerin schon merken wird, worum es gehen soll.

Ungehemmte Kommunikation über sexuelle Wünsche

Charakteristisch für die Überblendung der Sexualität der realen Welt durch die virtuelle Sexualität ist die für viele Chat-Teilnehmer überraschende Feststellung, dass sie im Netz ungehemmt über ihre sexuellen Wünsche kommunizieren können, während es ihnen in der realen Welt schwerfällt, ihre Wünsche sprachlich zu fassen. Im Chat macht man eine Erfahrung, die mit der psychoanalytischen Grundregel vergleichbar ist. Diese fordert die Patienten bekanntlich dazu auf, al-

³ Diese von Dekker herausgearbeiteten Interdependenzen machen aus der scheinbar allein am Computer vollzogenen Masturbation dann auch eine Masturbation zu zweit, also gleichsam eine gegenseitige Masturbation mit einem zwar nicht real anwesenden, aber doch reagierenden Objekt.

les zu sagen, was ihnen in den Sinn kommt, unabhängig davon, ob es für sie Sinn ergibt oder ob sie es für bedenklich oder gar verwerflich halten. Damit wird unter anderem ein sanktionsfreier Raum versprochen. Auch die sexuelle Kommunikation in den Chatrooms, in der man sich ja mit einem virtuellen Selbst bewegt, lädt dazu ein, alles zu sagen, was einem in den Sinn kommt, ohne reale Sanktionen befürchten zu müssen.

Im Vergleich zur Sexualität in der realen Welt ist die Sexualität im Internet schamlos, was bereits an den ins Netz gestellten Fotos abzulesen ist. Diese sind schon deshalb als pornografisch zu bezeichnen, weil ihr Zweck nur darin liegt, den Betrachter zu sexualisieren. Angesichts der Schamlosigkeit und Auflösung der herkömmlichen Grenzen der Intimität drängt sich die Frage auf, ob es sich dabei um eine Verneinung von Scham und Schuld, also um eine Abwehr sexueller Konflikte handelt oder nicht. Ich halte diese Frage allerdings für ebenso widersinnig wie jene, ob ein psychoanalytischer Patient, der sich entsprechend der psychoanalytischen Grundregel verhält, scham- und grenzenlos ist. Charakteristisch für den Umgang mit Sexualität und sexuellen Wünschen im virtuellen Raum ist die weitgehende Abwesenheit von sexuellen Hemmungen und das Versprechen von Triebbefriedigung ohne Aufschub. Im Netz scheint möglich zu sein, was in den realen Räumen nicht gilt, nämlich Triebbefriedigung ohne Schuld und Scham. Das wird von vielen als befreiend und deshalb als außerordentlich attraktiv erlebt. Gleichzeitig macht diese Erfahrung aber auch deutlich, dass in der realen Welt, also in unserer Kultur, Scham und Schuldgefühl in die Sexualität eingebrannt sind, die dem Trieb seine volle sexuelle Befriedigung versagen. Die Attraktivität des Cybersex besteht demnach darin, dass die Konflikthaftigkeit der Sexualität im virtuellen Raum sozusagen abgeschattet wird, was es auch einem real gehemmten Selbst ermöglicht, sich im Netz vergleichsweise frei zu gerieren.

Zum Verhältnis von virtueller und realer Sexualität

Abschließend möchte ich die Frage nach den Auswirkungen der sexuellen Erfahrung in virtuellen Räumen auf die Sexualität in der realen Welt aufwerfen. Dabei erhebe ich nicht den Anspruch, diese Frage ausloten zu können. Von Bedeutung ist sie unter anderem im Hinblick auf die HIV-Prävention.

Weiter oben habe ich gesagt, im Internet würden keine neuen sexuellen Wünsche generiert und bei der ersten Face-to-Face-Begegnung nach dem Kennenlernen im Chat stelle sich häufig sehr schnell heraus, dass es mit der Sexualität im Internet etwas anderes ist als in der realen Welt. Das könnte so verstanden werden, als wären die sexuellen Erfahrungen im Netz ohne jeglichen Einfluss auf die Sexualität in der realen Welt. Eine solche Auffassung würde die Vorstellung ei-

ner klaren Trennung der virtuellen von der realen Welt bestätigen, die ich im Anschluss an Arne Dekker jedoch als unhaltbar dargestellt habe, weil es vielfältige Wechselbeziehungen zwischen virtuellen und realen Räumen gibt. Dekker hat in seinem Aufsatz den Versuch unternommen, die Anwesenheit des Realen beim Gang ins Internet nachzuzeichnen. Ich habe mir dagegen schon vor einigen Jahren Gedanken über die Anwesenheit der im Netz gewonnenen Erfahrungen bei der Sexualität in der realen Welt gemacht, und zwar im Hinblick auf deren Wirkungen auf die Prävention. Da ich diese Gedanken keineswegs für veraltet halte, erlaube ich mir, auf sie zurückzugreifen (vgl. Dannecker 2002).

Bezeichnet habe ich das Internet als einen Raum, in dem die der Präventionslogik zuwiderlaufenden sexuellen Wünsche kenntlich werden, und Folgendes ausgeführt: Die im virtuellen Raum praktizierte Sexualität ist weitgehend frei von den Einschränkungen, welche die Prävention der Sexualität abverlangt. Dort wird eine Sexualität „praktiziert“, in der Nähe, Verschmelzung, Intimität, aber auch Überschreitung einen zentralen Stellenwert haben. Der Cybersex ist vornehmlich kondomlos und leibnah, und der geradezu verschwenderische Umgang mit Körperflüssigkeiten scheint dort eher die Regel als die Ausnahme zu sein. Diese werden beim Cybersex eben dort deponiert, wo das nach den Regeln der Prävention nicht sein sollte.

Aus dem Blickwinkel der HIV-Prävention scheint der Cybersex auf den ersten Blick völlig unproblematisch zu sein. Wie „unsafe“ es dabei auch immer zugehen mag: Ein Infektionsrisiko geht mit dieser Sexualität nicht einher. Man könnte folglich das aus dem virtuellen „Sexraum“ verbannte Kondom als eine kompensatorische Reaktion auf den in der Realität erforderlichen Schutz lesen und dem Cybersex eine Entlastungsfunktion für die aus dem Konflikt zwischen sexuellem Wunsch und präventiver Notwendigkeit resultierende Spannung zuschreiben. Wäre das so, könnte das virtuell abgestreifte Kondom als eine Bedingung der Aufrechterhaltung von Safer Sex in der Realität interpretiert werden, etwa nach der Formel „In der Cyberworld nur unsafe und hemmungslos, in der Realität safe und kontrolliert“.

Auf den zweiten Blick könnte sich freilich ein anderes, weitaus komplizierteres Verhältnis zwischen dem virtuellen und realen sexuellen Handeln herausstellen. Jedenfalls ist die Vermutung, dass die im Internet „ausgelebten“ sexuellen Fantasien und Wünsche Auswirkungen auf die reale Sexualität haben, nicht von der Hand zu weisen – schließlich sind sexuelle Wünsche und Handlungen auf hoch komplexe Weise miteinander verknüpft. Nicht nur beeinflussen Fantasien und Wünsche das sexuelle Handeln und formen dieses nach ihrer Textur. Die sexuellen Handlungen wirken auch ihrerseits auf die Fantasien und Wünsche zurück und hinterlassen in diesen Spuren, die sich dann wieder auf das sexuelle Handeln auswirken.

Weil nun aber die in der Cyberworld praktizierte Sexualität nicht nur bloße Fantasterei, sondern insofern „echt“ ist, als sie nicht selten im Orgasmus mündet, ist auch die Annahme sinnvoll, dass das virtuelle sexuelle Handeln Engramme setzt, also mit Lust assoziierte Erinnerungsspuren hinterlässt, die sich auf das reale sexuelle Handeln auswirken. Das könnte für die Aids-Prävention heißen, dass die kondomlose und ungehemmte Sexualität im Netz ein entsprechendes Verhalten in der Realität vorzeichnet und auf diese Weise präventive Absichten beim realen sexuellen Handeln labilisiert.

Für diese Annahme gibt es inzwischen zumindest schwache empirische Bestätigungen. So wurde auf einer Konferenz zum Thema HIV-Prävention und Internet behauptet, die Risikobereitschaft bei realen sexuellen Begegnungen sei deutlich größer, wenn sich die Partner im Chat kennengelernt haben. Als Grund dafür wurde angeführt, im geschützten Raum des Chats stellten sich die Teilnehmer gern als besonders waghalsig dar; komme es später zum persönlichen Treffen, würden sie die virtuell eingenommenen Rollen nicht wieder los“ (vgl. Asendorf 2006, S. 3).

Ich halte diese Ansicht für viel zu klotzig, und zwar deshalb, weil sie den realen Raum und die mit ihm einhergehenden Repräsentanzen des „realen“ sexuellen Selbst völlig auflöst. Virtuelle und reale Räume stehen vielmehr in einem schwer zu durchschauenden Wechselverhältnis, über das wir noch lange nicht genug wissen. Sagen lässt sich aber dies: Bei sexuellen Interaktionen im Internet wird die in der Realität vergleichsweise starre Grenze zwischen Fantasie und Verhalten abgeschwächt, was mit der Vorstellung einhergeht, hier alles tun zu können, was man sich wünscht. Aber sogar dann, wenn diese Grenze im Internet völlig aufgehoben würde (was ich für ausgeschlossen halte, weil beim Cybersex neben dem virtuellen Selbst immer auch das Selbst der realen Welt mitläuft), bedeutete das noch lange nicht, dass man außerhalb des virtuellen Raums so ist bzw. sich so verhält, wie man sich im Netz dargestellt hat.

Die mögliche Wirkung der Internet-Sexualität auf die Sexualität in der realen Welt könnte – so meine Hypothese – darin liegen, dass beim Cybersex die Fantasie in einen Wunsch transformiert wird, also in einen psychischen Aggregatzustand, der näher am Handeln ist, als das für die Fantasie gilt. Die Mehrheit jener, die Sex im Internet haben, scheint sich jedoch klar darüber zu sein, dass der Wunsch, die im Netz lebendig gewordenen sexuellen Fantasien unmittelbar in Handeln umzusetzen, in der realen Welt nicht oder nur sehr eingeschränkt realisierbar ist.

Literatur

Asendorf 2006

Asendorf, D.: Einsame Höhepunkte. Zeit online Wissen: www.zeit.de/2003/40/T-Internet-Sex (letzter Abruf: 09.02.2009)

Bochow u. a. 2007

Bochow, M. u. a.: „Das schnelle Date“. Internet-gestützte Sexkontakte und HIV-Infektionsrisiko. Unveröffentlichtes Manuskript, Berlin 2007

Dannecker 2002

Dannecker, M.: Erosion der HIV-Prävention? In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 15, S. 58–64

Dekker 2004

Dekker, A.: Körper und Geschlecht in virtuellen Räumen. In: Richter-Appelt, H./Hill, A. (Hg.): *Geschlecht zwischen Spiel und Zwang*. Gießen: Psychosozial-Verlag 2004, S. 209–224

Döring 2004

Döring, N.: Cybersex – Formen und Bedeutungen computervermittelter sexueller Interaktionen. In: Richter-Appelt, H./Hill, A. (Hg.): *Geschlecht zwischen Spiel und Zwang*. Gießen: Psychosozial-Verlag 2004, S. 177–208

Freud 1905

Freud, S.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. London: Imago 1942, S. 29–145

Plummer 1997

Plummer, K.: Telling Sexual Stories. Gespräch mit Gunter Schmidt. In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 10, S. 69–81

Wilde 2002

Wilde, E.: Zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Die Chat-Kommunikation aus linguistischer Sicht. Seminararbeit, Universität Bern: Institut für Germanistik 2002

Schöne rosa Cyberwelt mit einem Schuss Übertreibung¹

Michael Lenz

Das Internet hat Bars und Saunen den Rang als Top-Orte schwuler Kontakthanbahnung abgelaufen. Neu ist der Trend nicht. Schwule Männer waren eine der ersten gesellschaftlichen Gruppen, die das Internet für sich zu nutzen lernten. „Sowohl offen als auch nicht offen schwul lebende Männer schätzen die erweiterten Kommunikationsmöglichkeiten im Netz und fühlen sich (durch den Austausch mit anderen) in ihrer schwulen Identität gestärkt“, fasst die Kommunikationswissenschaftlerin Nicola Döring von der Technischen Universität Ilmenau die bereits 1998 verfasste Studienarbeit „Schöne rosa Welt? Eine Studie über Schwule im Internet“ zusammen.

Die schwulen Stopps auf dem Informationshighway heißen Gay.com, Gaydar oder GayRomeo. In den Datingportalen und Chaträumen – sortiert nach sexuellen Vorlieben, Szenegruppen wie „Bären“, geografischen Merkmalen oder auch nach kombinierten Kriterien wie Köln/Bären oder Berlin/Skins – tummeln sich Tag für

¹ Die in diesem journalistischen Beitrag enthaltenen Zitate stammen meist aus Zusammenfassungen mehrerer Studien oder, wie in einem Fall, aus einer E-Mail des Autors an mich selbst. Quellen werden nicht angegeben.

Tag, Nacht für Nacht zehntausende schwule und bisexuelle Männer. Gesucht wird der Sexpartner.

Online wird hemmungslos gecruist, geflirtet, angebaggert mit dem einen Ziel: eine Verabredung zu dem guten alten, körperlichen, lustvollen Sex zwischen zwei (oder mehr) Männern. Der schwedische Soziologe Ronny Tikkanen beschreibt diese Arrangements als „Diskussion sexueller Vorlieben“ und – im Falle der Übereinstimmung – „Verabredung für einen One-Night-Stand in der wirklichen Welt.“ Kurz und bündig sagt Tikkanen: „Die gegenseitige Kompatibilität wird ausgehandelt.“

Weniger gefragt ist Cybersex. Diese pauschale Aussage lassen alle bisher zu diesem Thema veröffentlichten Studien zu. Untersuchungen von schwulem Onlineverhalten aus den USA, England, den Niederlanden oder auch Schweden kommen unabhängig voneinander zu dem Schluss: Gesucht wird das Körpererlebnis von Mann zu Mann. Natürlich bestätigt die Ausnahme die Regel. Für eine kleine Minderheit ist Cybersex das Nonplusultra – und für andere nach stundenlangem, ergebnislosem Chatten zumindest besser, als vorm Schlafengehen „nur“ zu masturbieren.

20

Cyberidentität ist richtiges Leben

Das Internet hat seine Besonderheiten, die es klar von der bisherigen Szene aus Saunen, Klappen, Darkrooms, Parks und Bars unterscheidet. Virtuelle Identität, Anonymität und Sicherheit, Zugänglichkeit, die Vermischung von Szenen sowie das weitgehende Fehlen von Normen aus der Offlineszene werden in der wissenschaftlichen Literatur über schwules Onlineleben als die signifikantesten Unterschiede genannt.

Niemals zuvor hatten schwule Männer die Gestaltung ihres „Szene-Ichs“ mehr in der eigenen Hand als durch die selbst realisierten Profile, Visitenkarten oder Homepages. Nur das schönste Foto kommt online, bei den Pfunden wie beim Alter wird ein wenig gerundet, bei den sexuellen Vorlieben gibt man sich einen oder auch zwei Ticks mutiger bzw. erfahrener, als man ist. Ein Teilnehmer einer Umfrage britischer Wissenschaftler zum Onlinedating-Verhalten sagt: „Natürlich mache ich mich etwas attraktiver. Keiner geht einfach online und sagt: ‚Alle mal herhören: Ich bin klein, dick und ziemlich hässlich. Wer will mit mir chatten?‘ So läuft das nicht.“ Das sei eben wie im wirklichen Leben. „Wer in einen Nachtclub geht, der putzt sich vorher heraus. Genau das passiert im Internet auch.“

Chaträume und Kontaktanzeigen sind auch frei von Szenezwängen wie Dresscodes (natürlich nur, wenn man die Webcam ausgeschaltet lässt) oder Öffnungszeiten. Die Internetszene ist rund um die Uhr geschäftig. Es ist immer jemand da, der Sex sucht oder einfach nur chatten will. Das Internet erscheint als ein in jeder

Beziehung grenzenloser Ort mit dem Motto „Nichts ist unmöglich“. Das scheint auch für die Formen der Selbstdarstellung zu gelten. Die Freizügigkeit, mit der schwule Männer unbedarft persönliche Daten in Profilen oder auf eigenen Homepages veröffentlichen, ist erstaunlich und lässt die polizeilichen Rosa Listen früherer Zeiten als Werk von Stümpfern erscheinen. Noch erstaunlicher sind die Fotos, die das geschriebene Wort illustrieren und ergänzen. Ob Vanillasex oder S/M, Mann präsentiert sich mit Gesicht- und nicht selten mit eindeutigen Privatpics. Hat niemand die Befürchtung, Kollegen oder gar der Chef könnten die deftigen Kontaktanzeigen sehen? Natürlich gibt es im Cyberspace Umgangsformen und Umgangsregeln, gemeinhin als „Netiquette“ bezeichnet. Die aber sind so allgemein und flexibel wie „normale“ soziale Umgangsformen auch. Wer im „richtigen“ Leben ein Grobian ist, wird sich als solcher auch online präsentieren.

In Studien über schwules Verhalten im Internet wird die Anonymität immer wieder als einer der großen Pluspunkte des Onlinedatings hervorgehoben. Man kann sich zunächst hinter einem frei gewählten Pseudonym „verbergen“. Aber oft gibt man schon in der Wahl des Internetspitznamens Informationen über sich preis, sei es durch den Einbau einer Ortsangabe oder einen Hinweis auf die sexuelle Präferenz. Döring nennt das die „virtuelle Identität“ und betont zugleich: „Die virtuelle Identität ist keine Scheinidentität, sondern eine weitere Facette des realen Menschen.“

Die Online-Identitäten können reichlich verschieden ausfallen. Nicht umsonst versuchen die Betreiber von Datingportalen, pro User nur ein Profil zuzulassen. Natürlich gibt es keine Beschränkung der Mitgliedschaften in verschiedenen Portalen, und das Profil wird für das jeweilige Portal adaptiert. Das Cyberselbst bei GayRomeo wird etwas anders ausfallen als das bei Slave4master. Wer online ist, kann in allen seinen Portalen oder aber in mehreren Kanälen eines Chatanbieters gleichzeitig präsent sein. Chatten in „Schwule und ihre Lieblingsrezepte“, „Berlin Bären“ und „Kinky Now“, während man über das Portal www.msn.com mit dem besten Freund über Beziehungsprobleme und im anderen Fenster mit Muttern plaudert, die dummerweise das Internet entdeckt hat, schließen einander nicht aus.

Mit Sicherheit Experimente

Für so manchen ist das Netz auch ein Experimentierfeld. Im zunächst anonymen Chat oder in Kontaktanzeigen können Menschen verborgene Qualitäten ausspielen, geheime Wünsche und Fantasien ausdrücken oder erste Schritte in die schwule Welt wagen. Das Netz stelle ein wesentliches Instrument zur (Weiter-)Entwicklung der sexuellen Identität und der Selbstverwirklichung schwuler Männer dar, hat der amerikanische Wissenschaftler Gregory Rebchook in seinen Stu-

dien herausgefunden. Zudem ist man im Netz nicht Gefahren wie antischwuler Gewalt ausgesetzt.

Das Internet hat die schwule Szene vergrößert. So mancher schwule oder bisexuelle Mann hatte vor dem Aufkommen des Internets keinen Zugang zu ihr, sei es, weil er außerhalb der Großstädte mit ihrer vielfältigen Gay Community lebte, sei es, dass er nicht richtig geoutet war, oder auch, weil ihm das Gehabe und Getue in Bars, Saunen und Cafés gegen den Strich ging. Das Internet hingegen ermöglicht jedem einen maßgeschneiderten Szenezugang. Im Netz kommen die unterschiedlichsten Typen zusammen: Ältere und Junge, Städter und „Landeier“, offen schwul lebende Männer und verklemmte Homosexuelle, rein schwule Männer und Bisexuelle, Coming-outler und „alte Hasen“. Kurz, die schwule Szene zeigt sich in einer viel größeren Vielfalt, als sie von der sichtbaren traditionellen Szene je repräsentiert wurde.

Die Mitgliedschaft in der Online-Gay-Community ist nicht mehr (nur) vom Wohnort abhängig. Städter, die die ganze Barszene zur Verfügung haben, sind im Internet gleich stark vertreten wie Männer aus Regionen mit einer wenig ausgeprägten schwulen Infrastruktur. „Es gibt nahezu eine Gleichverteilung von Dörfern bis zu den großen Städten, und die ländlichen Gegenden sind besonders gut repräsentiert“, heißt es in der großen Studie „Sexcheck 2006“ von Gay Romeo und der Deutschen AIDS-Hilfe über die räumliche Herkunft der GayRomeo-User.

Risiko Internet?

In seinen Studien, so der US-Amerikaner Rebhook, habe eine Mehrheit der Befragten angegeben, das E-Dating habe sowohl die Zahl ihrer Sexualpartner erhöht als auch ihre sexuellen Praktiken und/oder Ausdrucksformen verändert. Rebhook zitiert die folgende als „typisch“ charakterisierte Antwort eines Befragten: „Normalerweise sage ich [im Chat] alles, was die anderen geil machen könnte, um sie so zu einem Treffen zu animieren. Wenn sie dann hier sind, neigen wir dazu, das Besprochene auch zu machen.“

Es wird viel geredet in den Chats. Über Sex, Fantasien, Wünsche, auch über Safer Sex. Die Meinungen in der Fachwelt aber gehen auseinander in der Frage, ob die Freiheit im Internet, das Experimentieren einhergeht mit einer größeren gesundheitlichen Risikobereitschaft beim Sex. Eine Reihe von Forschern wie der Brite Jonathan Elford verweisen auf ihre Studien, wonach Männer, die im Internet nach Sexpartnern suchen, häufiger mit Geschlechtskrankheiten zu kämpfen hätten. Die „Sexcheck 2006“-Studie hingegen, an der sich 56.896 User (45.661 aus Deutschland) des größten deutschen schwulen Datingportals beteiligten, ergab, dass das Safer-Sex-Verhalten der User sich nicht von dem anderer schwuler und bisexueller Männer unterscheidet.

Immerhin satte 70 Prozent der bei GayRomeo Befragten aus Deutschland hatten angegeben, mit ihren Sexpartnern über Safer Sex zu sprechen. Aber die gleiche Umfrage zeigt auch, dass zwischen Sprechen und Handeln eine Kluft liegt. 46 Prozent hatten in den zwölf Monaten vor der Befragung von „selten“ über „manchmal“ bis „immer“ analsex ohne Kondome. Das ist ein Wert, zu dem auch Studien aus dem Ausland kommen. Führt das Onlinedating also zu unsafem Verhalten? Die Antwort lautet nein. Abgesehen von einer etwas größeren Experimentierfreudigkeit führt die Nutzung des Internets zu keinem grundsätzlich anderen Sexualverhalten, als die User vor ihrem Sprung in die Cyberwelt an den Tag gelegt haben.

Die Experten des britischen Sigma-Institute sagen mit wissenschaftlicher Vorsicht: „Zurzeit haben wir keinen Anlass anzunehmen, dass das Internet mehr ist als ein weiterer – gleichwohl neuer – Ort, um Sex zu suchen und zu finden. Es hilft einigen Männern, die bisher wenig Sex hatten, etwas mehr zu haben. Und es hilft denen, die schon immer viel Sex hatten, noch mehr zu haben. Wir haben augenblicklich keinen Anhaltspunkt, dass es irgendetwas Besonderes damit auf sich hat.“ Mit anderen Worten: Die in den letzten Jahren zu beobachtende Zunahme von unsafem Sex hat andere Ursachen und würde auch ohne Internet stattfinden.

Kondomloser Analverkehr wird in der schwulen Szene wieder als eine Option sexuellen Verhaltens gesehen – so allgemein lässt sich die internationale wissenschaftliche Literatur zu diesem Thema zusammenfassen. Barebacking ist nicht mehr im Wesentlichen auf analsex zwischen Partnern mit dem gleichen Serostatus oder auf die sogenannte Bareback-Bewegung² beschränkt. Viele internationale Forscher definieren es mittlerweile als ein „beabsichtigtes Verhalten“, was jedoch nicht mit „bewusstem“ Verhalten im Sinne einer rational getroffenen Entscheidung gleichgesetzt wird. Gründe für die Tendenz, im Zweifelsfall Fünfe gerade sein zu lassen, gibt es viele, obwohl – auch das haben Studien aus dem Ausland und aus Deutschland in den vergangenen Jahren ergeben – der Wissensstand unter schwulen Männern über Infektionswege, Safer Sex und die Grenzen der modernen HIV-Medikamente extrem hoch ist.

Das Internet kann aber nicht ganz aus der Verantwortung für die Tendenz zu Barebacking entlassen werden. So wie durch das Netz Sex und Sexpartner im Prinzip zu jedem beliebigen Zeitpunkt verfügbar sind, so sind es auch alle möglichen Spielarten von Sex. Bisher tabuisierte Sexformen oder solche, von denen man gar nicht wusste, dass es sie gibt, werden in Wort und Bild dargestellt. Rebhook zitiert einige Antworten von schwulen Männern aus seinen Befragungen: „Barebacking scheint mir ein aufregenderer Sex zu sein als mit Kondomen. Ich würde sagen, dass ich es nicht tun möchte. Aber ich könnte dazu von einem anderen

² Wer sich als Barebacker bezeichnet, propagiert ungeschützten Sex, und zwar unabhängig vom Serostatus der beteiligten Partner.

überredet werden.“ Oder: „Das Internet hat Barebacking wirklich für jeden verfügbar gemacht. Ich hatte den Begriff, bevor ich online ging, niemals zuvor gehört.“

Der britische Forscher Jonathan Elford hat einen weiteren Faktor ausgemacht. Seine Studien hätten ergeben, dass schwule Männer sich in ihren Profilen in den Datingportalen und mehr noch in den Chats oft als sexuell etwas mutiger, kühner, verwegener darstellen, als sie es eigentlich sind. Elford sagt: „Im Internet präsentiert man sich oft als jemand, der zu größeren Abenteuern bereit ist als in Wirklichkeit. Wenn man dann tatsächlich jemanden trifft, bleibt man bei der einmal angenommenen Rolle und steht sie während der gesamten sexuellen Begegnung durch.“ Aber die Studien von Elford und anderen Experten zeigen auch, dass im Schutz der Anonymität nicht nur leichter die Sau rausgelassen, sondern auch offener über Sex und Safer Sex gesprochen wird. „Vielleicht“, so hofft Elford, „gleichen sich unterm Strich Risiko und Nutzen des Internets aus.“

Mehr als nur Sex

Sieht man das schwule Internet von Datingportalen über Chats bis hin zu Pornoaustauschbörsen ausschließlich als einen riesigen virtuellen Fleischmarkt, auf dem es nur um Sex, Sex, Sex geht, dann verschließt man die Augen vor der Vielfalt der Interessen der Online-Gay-Community. Vielleicht ist die schwule Onlinewelt sogar mehr Community als die schwule Szene offline. Schwule Männer nutzen das Internet, um mit Freunden in Kontakt zu bleiben, ihre sozialen Beziehungen auf- und auszubauen, sich Informationen über das Wetter von morgen, Börsenkurse, HIV/Aids oder die Szene am geplanten Urlaubsort zu verschaffen.

In „Sexcheck 2006“ schreiben die Autoren: „Eines ist sehr klar, wenn man die Ergebnisse auswertet. Die Antworten und die Verhaltensmuster der GayRomeo-Mitglieder sind nicht sonderlich anders als die, die in anderen wissenschaftlichen Studien in Deutschland gefunden wurden.“ Mit Fug und Recht kann man hinzufügen: Sexcheck deckt sich im Wesentlichen auch mit internationalen Untersuchungen. Der Grad der Internetnutzung mag unterschiedlich sein, die Prioritäten auch, aber es sind dieselben Männer, die auch Bars, Saunen, Parks und Partys bevölkern. Zu den Usern heißt es: „An einem Tag sucht man Sex. Am nächsten Tag, um Freunde zu treffen, neue Kontakte zu machen, sich zu bestimmten Themen zu informieren oder einfach nur zur Entspannung. So kann ein Internetportal wie GayRomeo als eine richtige Community mit ihrer ganzen Vielfalt gesehen und als eine solche verstanden werden.“

Das schnelle Date – internetgestützte Sexkontakte und HIV-Infektionsrisiko

Michael Bochow, Stefanie Grote und Axel J. Schmidt

Hintergrund

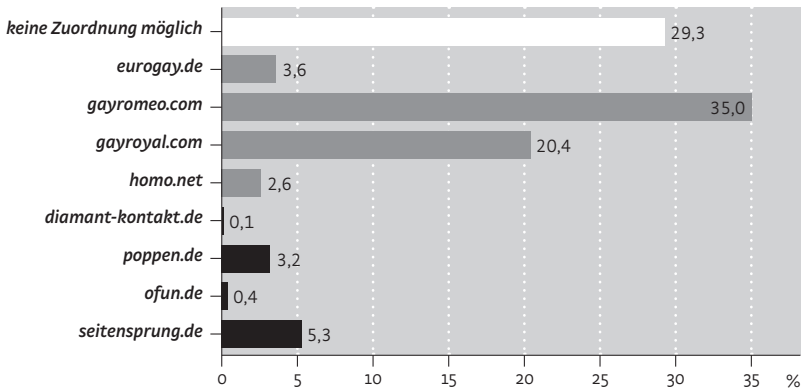
Seit Ende der 1990er Jahre wird die Frage diskutiert, ob bei Sexualkontakten, die über Chat- und Datingportale zustande kommen, in geringerem Umfang präventive Vorkehrungen gegen HIV-Übertragungen erfolgen als bei andersorts angebahnten Kontakten. Um zur Klärung dieser Frage beizutragen, gab das Bundesministerium für Gesundheit eine Studie in Auftrag, die 2006 am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung in der Forschungsgruppe Public Health durchgeführt wurde. Die folgende Zusammenfassung präsentiert einige wichtige Ergebnisse zur Nutzung des Internets, zum Sexualverhalten und zum präventiven Verhalten der Befragten.

Erhebungsmethode und Rücklauf

Von Mitte März bis Mitte April 2006 wurden auf jeweils vier Kontaktseiten für heterosexuelle Frauen und Männer bzw. für homosexuelle Männer Banner ge-

schaltet, die auf einen Online-Fragebogen verwiesen. An der Umfrage beteiligten sich insgesamt 7.793 Personen. Von der Auswertung ausgeschlossen wurden alle Fragebögen ohne Angabe zu Geschlecht oder Geburtsjahr sowie solche, die in weniger als acht Minuten ausgefüllt worden waren. Nach dieser Datensatzbereinigung verblieben 5.050 Fragebögen für die Auswertung. Abbildung 1 stellt den Rücklauf nach Kontaktseiten dar.

Abbildung 1: Rücklauf nach Kontaktseiten für homosexuelle Männer (grau) sowie heterosexuelle Frauen und Männer (schwarz) n = 5.050



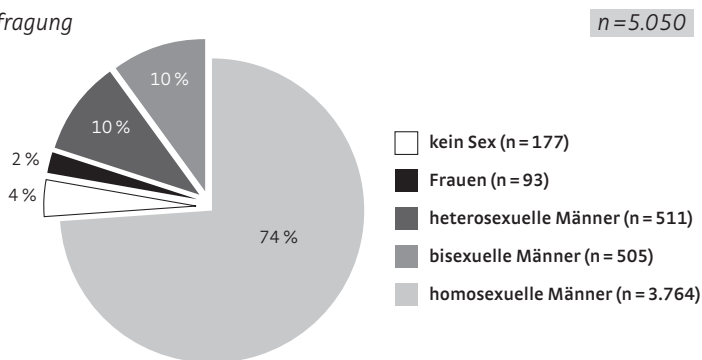
Im Fragebogen wurde bewusst nicht nach der sexuellen Selbstdefinition gefragt. Die im Folgenden gebrauchten Kategorien „homosexuell“, „bisexuell“ und „heterosexuell“ beziehen sich daher auf das von den Befragten angegebene Geschlecht der Personen, mit denen sie in den zwölf Monaten vor der Befragung sexuelle Kontakte hatten. Als *homosexuell* werden dabei Männer bezeichnet, die in diesem Zeitraum entweder ausschließlich männliche Sexualpartner oder aber sexuelle Kontakte mit beiden Geschlechtern und gleichzeitig eine feste Beziehung zu einem Mann hatten. Alle anderen Männer, die für diesen Zeitraum sexuelle Kontakte sowohl mit Männern als auch Frauen angeben, werden *bisexuelle Männer* genannt. Männer, die für diesen Zeitraum ausschließlich sexuelle Kontakte mit Frauen angeben, werden als *heterosexuelle Männer* bezeichnet.¹ Bei Frauen haben wir auf eine entsprechende Unterscheidung verzichtet, da die Anzahl der auswertbaren Fragebögen von Frauen bereits unter 100 lag. Von 96 Frauen ver-

¹ Die Inkongruenz der so gebildeten Gruppen ist beabsichtigt. Wir gehen davon aus, dass Männer, die eine feste Beziehung mit einem Mann angeben – auch wenn sie sexuelle Kontakte mit Frauen haben –, tendenziell eine „homosexuelle Sozialisation“ erfahren. Aus mehreren Studien ist bekannt, dass ein hoher Anteil auch der sich selbst als homosexuell bezeichnenden Männer im Laufe ihres Lebens, insbesondere in jüngeren Jahren, heterosexuelle Erfahrungen gesammelt hat. Zudem sind bei Männern mit vorwiegend oder ausschließlich männlichen Sexualpartnern gleichzeitige feste Beziehungen zu Frauen nicht ungewöhnlich, vor allem in höheren Altersgruppen. Die Häufigkeit von Sexualkontakten mit Männern oder Frauen wurde nicht abgefragt, sodass eine Präferenzdefinition unter quantitativen Gesichtspunkten nicht möglich ist.

neinten drei jeglichen Sexualkontakt in den zwölf Monaten vor der Befragung; vier gaben an, sexuelle Kontakte ausschließlich mit Frauen zu haben, 13 nannten sexuelle Kontakte mit beiden Geschlechtern. Im Folgenden bilden diese 96 Frauen (bzw. 93 Frauen mit Sexualkontakten) eine Gruppe ohne weitere Unterteilung.

Homosexuelle Männer stellen mit 3.764 Teilnehmern (74 %) die größte Gruppe. Bisexuelle Männer sind mit 505 Teilnehmern (10 %) vertreten, heterosexuelle Männer mit 511 Teilnehmern (10 %) und Frauen mit 93 Teilnehmerinnen (2 %). Eine eigene Gruppe bilden drei Frauen und 174 Männer (annähernd 4 %), die angaben, sie hätten im Jahr vor der Befragung weder mit Männern noch mit Frauen Sex gehabt; sie wird im Folgenden nicht in die Auswertung einbezogen. Abbildung 2 veranschaulicht die gebildeten Gruppen.

Abbildung 2: Befragte nach sexueller Präferenz in den zwölf Monaten vor der Befragung



Ergebnisse

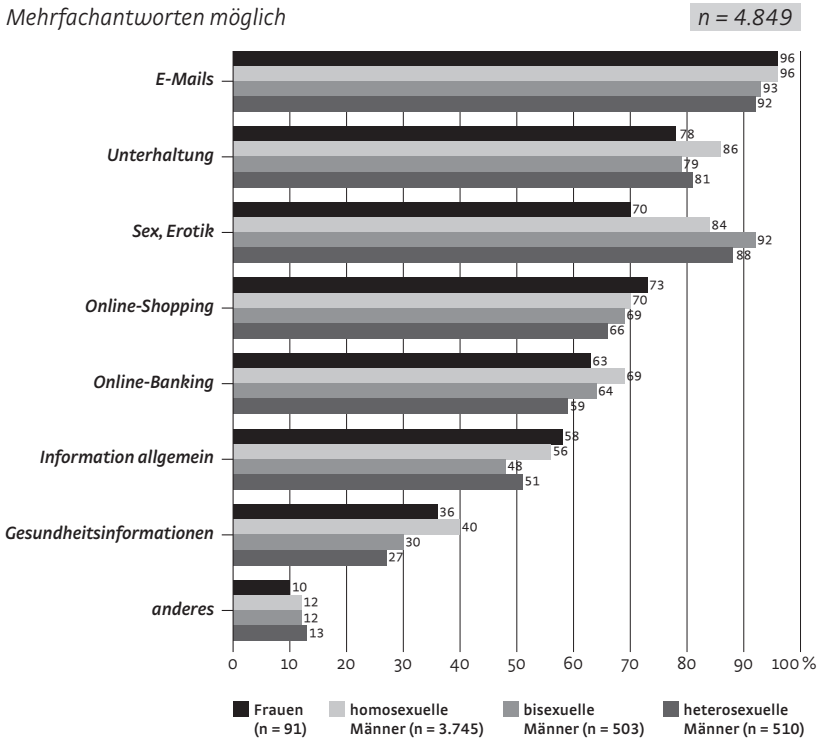
Nutzung des Internets

Wozu wird das Internet im Allgemeinen genutzt?

Die Befragten aller vier Gruppen nutzen das Internet für unterschiedlichste Zwecke. An erster Stelle steht bei allen Gruppen die Nutzung für E-Mails. Sex und Erotik stehen bei bi- und heterosexuellen Männern an zweiter Stelle, während sie bei Frauen und homosexuellen Männern den vierten bzw. dritten Platz einnehmen. Bei den beiden letztgenannten Gruppen steht Unterhaltung an zweiter Stelle, außerdem nutzen sie das Internet als Informationsquelle häufiger als bi- oder heterosexuelle Männer, wobei hervorzuheben ist, dass homosexuelle Männer sich hier vor allem zu gesundheitlichen Themen informieren.

Die insgesamt hohen Anteile von Sex und Erotik überraschen nicht, weil dies der Schwerpunkt der Erhebung war und Teilnehmer ausschließlich über Kontaktseiten rekrutiert wurden.

Abbildung 3: „Für welche Zwecke nutzen Sie das Internet?“
 Mehrfachantworten möglich



Für welche Zwecke werden Kontaktseiten genutzt?

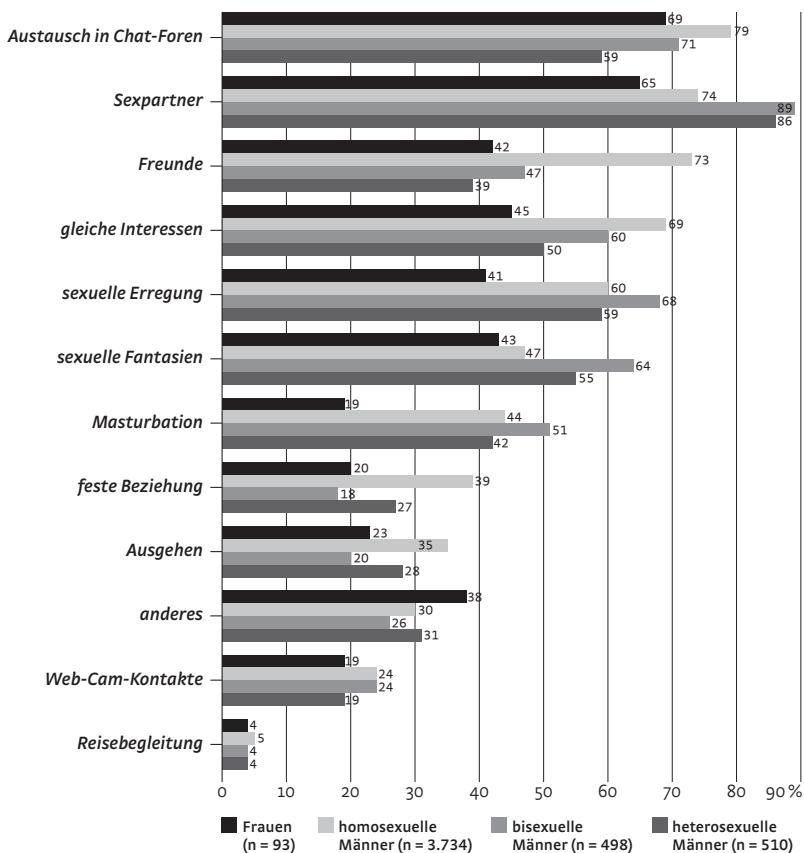
Bei bi- und heterosexuellen Männern steht die Suche nach Sexpartnern an erster Stelle (89 % bzw. 86 %). Bei Frauen und homosexuellen Männern spielt dies eine geringere Rolle (65 % bzw. 74 %), dafür liegt bei ihnen der Austausch in Chat-Foren an der Spitze. Auch andere, eher auf Geselligkeit zielende Zwecke („Freunde“, „gleiche Interessen“ und „Ausgehen“) werden von homosexuellen Männern sehr viel öfter genannt als von den anderen Gruppen, insbesondere den hetero- und bisexuellen Männern.

Aus welchen Gründen wird gesurft?

Nur 19 % der befragten Frauen nutzen Internetseiten, um sich selbst zu befriedigen („Masturbation“), während dieser Anteil in allen Männergruppen weit höher liegt (je nach sexueller Orientierung zwischen 42 % und 52 %). 38 % der Frauen haben zudem „anderes“ gewählt – vielleicht ein Hinweis darauf, dass bei der Wahl der Antwortmöglichkeiten frauenspezifische Aspekte nicht hinreichend beachtet wurden.

Abbildung 4: „Surfen Sie im Internet auch, um ... [zu finden]?“
 Mehrfachantworten möglich

n = 4.835



Anzahl der Sexpartner/innen bei online und offline geknüpften Kontakten

In allen vier Gruppen wurden in den zwölf Monaten vor der Befragung mehr sexuelle Kontakte online als offline geknüpft. Bei den Frauen sowie den homo- und bisexuellen Männern ist der Anteil derjenigen, die offline überhaupt keine Sexpartner/innen fanden, mehr als doppelt so hoch wie der Anteil derer, die *online* niemanden fanden. Bei heterosexuellen Männern ist dieser Unterschied vergleichsweise gering (vgl. Tabellen 1a und 1b).

Der Anteil der Befragten, die in diesem Zeitraum mehr als fünf verschiedene Sexpartner/innen im Netz gefunden haben, ist bei homosexuellen Männern mit 41% am höchsten, gefolgt von bisexuellen Männern mit 34%. Dieser Anteil ist bei Frauen (22%) und heterosexuellen Männern (16%) sehr viel kleiner. Die Frauen fanden online jedoch mehr Sexpartner als die heterosexuellen Männer.

Der Anteil derjenigen, die offline mehr als fünf verschiedene Sexpartner gefunden haben, ist bei den Frauen mit etwa 9 % am kleinsten. Heterosexuelle Männer kommen hier auf 11 %, bisexuelle Männer auf 19 % und homosexuelle Männer auf 20 %. Bei heterosexuellen Männern ist die Tendenz gegenläufig, was – trotz kleiner Fallzahl – auch bei den Frauen angenommen werden kann. Stützen lässt sich diese Annahme dadurch, dass Frauen die einzige Gruppe sind, bei der sich der Median² zwischen online und offline gefundenen Partner(inne)n nicht nur sehr deutlich unterscheidet, sondern vom Median der heterosexuellen Männer in entgegengesetzter Richtung abweicht: Liegt bei den Frauen der Median der über Kontaktseiten gefundenen Partner/innen höher als bei den heterosexuellen Männern, so verhält sich dies bei den offline gefundenen Sexpartner(inne)n umgekehrt.

Tabelle 1a: Anzahl **online** gefundener Sexpartner/innen

n = 3.945

	Frauen (<i>n</i> = 75)	homosexuelle Männer (<i>n</i> = 3.101)	bisexuelle Männer (<i>n</i> = 415)	heterosexuelle Männer (<i>n</i> = 379)
0	21,6	15,8	12,2	34,6
1	16,2	7,2	10,5	16,8
2–5	40,5	36,2	43,8	33,0
6–10	17,6	16,8	18,5	8,2
11–20	1,4	11,2	8,3	4,0
>20	2,7	12,7	6,8	3,5

zeitlicher Bezug: zwölf Monate vor der Befragung; der jeweilige Median ist hervorgehoben

Tabelle 2b: Anzahl **offline** gefundener Sexpartner/innen

n = 3.672

	Frauen (<i>n</i> = 69)	homosexuelle Männer (<i>n</i> = 2.859)	bisexuelle Männer (<i>n</i> = 394)	heterosexuelle Männer (<i>n</i> = 350)
0	55,1	33,4	29,4	45,4
1	18,8	10,0	17,0	16,3
2–5	17,4	27,5	33,8	27,4
6–10	8,7	10,8	10,9	5,7
11–20	0,0	7,6	4,1	2,9
>20	0,0	10,7	4,8	2,3

zeitlicher Bezug: zwölf Monate vor der Befragung; der jeweilige Median ist hervorgehoben

² Der Median (Zentralwert) bezeichnet jenen Wert, der bei den nach ihrer Größe angeordneten Messwerten in der Mitte steht und diese somit in zwei Hälften teilt.

Die befragten heterosexuellen Männer sind – vor allem im Vergleich mit ihren homo- und bisexuellen Geschlechtsgenossen – bei der Suche nach Sexpartner(inne)n am wenigsten erfolgreich; das gilt besonders für die Online-Partnersuche. Bei den weiblichen Teilnehmern erschwert die geringe Zahl eine vergleichende Einschätzung. Zu vermuten ist, dass sie einer Gruppe angehören, die derzeit wahrscheinlich noch eine Minderheit darstellt: Dass Frauen gezielt nach Sexpartnern suchen – in diesem Fall im Internet –, entspricht auch heute nicht den tradierten geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen. Außerdem ist anzunehmen, dass über das Internet angebahnte Sexkontakte für Frauen ein größeres Sicherheitsrisiko bergen als für Männer und viele dies auch selbst so einschätzen (oder befürchten).

Denkbar ist aber auch, dass das Internet für Frauen – ähnlich wie für homo- und bisexuelle Männer, die ungewöhnliche Sexualpraktiken bevorzugen – eine Art Schutzraum darstellt (zumindest solange der Kontakt virtuell ist).

Risikoverhalten bei online und offline angebahnten Sexkontakten

Als HIV-bezogenes Risikoverhalten werteten wir zunächst jeden Anal- oder Vaginalverkehr, wenn angegeben wurde, dass HIV bei dieser Begegnung „kein Thema“ oder der Serostatus der Partnerin/des Partners unbekannt oder diskordant, also anders als der eigene war.³ Unter „kein Risiko“ ordneten wir diese Kontakte dann ein, wenn die Befragten an anderer Stelle angaben, bei Anal- und Vaginalverkehr grundsätzlich Kondome zu benutzen (wurde die Frage zum Kondomgebrauch bei ansonsten riskanten sexuellen Begegnungen nicht beantwortet, werteten wir dies als „mögliches Risiko“). Diese Definition von Risikoverhalten entspricht im Wesentlichen der Frage nach der Häufigkeit ungeschützten Anal- oder Vaginalverkehrs mit einem Partner/einer Partnerin mit unbekanntem oder diskordantem Serostatus.⁴

Als „Transmissionsrisiko“ bezeichneten wir die mögliche Weitergabe des Virus durch eine/n HIV-positive/n Befragte/n beim ungeschützten Anal- oder Vaginalverkehr mit einem Partner/einer Partnerin mit diskordantem oder unbekanntem Serostatus.⁵ „Kein Risiko“ wurde angenommen, wenn ein/e HIV-positive/r

3 Dabei haben wir die Einschätzung der Befragten nicht hinterfragt. Gaben sie an, es sei „sicher“ gewesen, dass der Partner oder die Partnerin HIV-negativ war, wurde dieser Sexkontakt auch bei Verzicht aufs Kondom als sicher gewertet, auch wenn es sich dabei häufig um eine „gefühlte“, möglicherweise trügerische Sicherheit handelt.

4 Diese Frage wurde z. B. in den Wiederholungsbefragungen homosexueller Männer im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung oder in der 2006 ebenfalls ausschließlich unter Männern, die Sex mit Männern haben, durchgeführten KABAStI-Studie des Robert Koch-Instituts gestellt (Schmidt/Marcus/Hamouda 2007). Bei Vergleichen von Studien ist auf diese unterschiedlichen Definitionen zu achten.

5 Die Kategorie „unbekannter Serostatus“ des Sexualpartners wurde mit den beiden Vorgaben „mit einer Frau/einem Mann, von dem Sie nicht sicher waren, ob er/sie HIV-infiziert war“ und „HIV war [bei den sexuellen Begegnungen] kein Thema“ erfragt.

Befragte/r Anal- oder Vaginalverkehr mit einer ebenfalls HIV-positiven Person (bekannter Serostatus durch Abgleich, auch „Serosorting“ genannt) oder durchgehenden Kondomgebrauch (Safer Sex) angegeben hat.

HIV-negative Teilnehmer haben nach dieser Logik ein „Expositionsrisiko“, und zwar dann, wenn sie Anal- oder Vaginalverkehr mit einer Person mit diskordantem oder unbekanntem HIV-Serostatus hatten und gleichzeitig angaben, nicht konsequent Kondome zu benutzen. Ein reales Expositionsrisiko ist jedoch nur beim Sex mit HIV-infizierten Partnern/Partnerinnen gegeben. Die HIV-Prävalenz variiert allerdings je nach Gruppe. So geben in dieser Stichprobe zwischen 6 % und 8 % der homosexuellen Männer⁶ und 1 % bis 2 % der bisexuellen Männer an, HIV-positiv getestet zu sein. Unter den Frauen fand sich keine und bei den heterosexuellen Männern nur einer mit einem positivem Testergebnis. Das tatsächliche Expositionsrisiko ist folglich für Männer mit gleichgeschlechtlichem Sex erheblich höher als für Heterosexuelle.

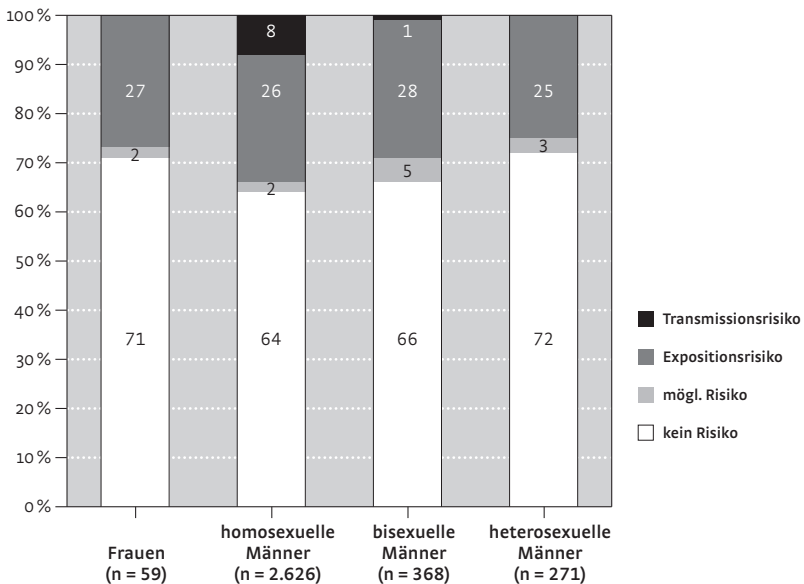
Für den Vergleich des Risikoverhaltens der einzelnen Gruppen werden sowohl die gruppenspezifischen HIV-Prävalenzen als auch die jeweiligen Sexualpraktiken ausgeblendet (beim Analverkehr ist das HIV-Übertragungsrisiko höher als beim Vaginalverkehr). Für HIV-Negative oder nicht Getestete haben wir daher lediglich ein „Risiko“ oder – bei fehlender Angabe zum Kondomgebrauch – ein „mögliches Risiko“ angegeben. Für den Vergleich mit den Ergebnissen anderer Studien, die nicht zwischen dem Transmissions- und Expositionsrisiko unterscheiden, müssen „Risiko“ und „Transmissionsrisiko“ addiert werden.

Das von den befragten homosexuellen Männern berichtete Risikoverhalten (34 % oder 36 %, wenn „mögliches“ Risiko addiert wird; vgl. Abbildung 5a) entspricht in seinem Ausmaß dem Risikoverhalten, das sowohl in der Wiederholungsbefragung schwuler Männer im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) aus dem Jahr 2003 als auch in der KABA-STI-Studie des Robert Koch-Instituts (RKI) aus dem Jahr 2006 dokumentiert wurde (Schmidt/Marcus/Hamouda 2007). In diesen Befragungen betrug der Anteil der Teilnehmer mit ungeschütztem Analverkehr im Jahr vor der Befragung 30 % (BZgA) bzw. 35 % (KABA-STI).

⁶ Der jeweils höhere Wert ergibt sich, wenn Befragte, die zum HIV-Test keine Angaben machten, nicht berücksichtigt werden. Es sei angemerkt, dass Frauen und heterosexuelle Männer sich seltener auf HIV-Antikörper testen lassen als homo- oder bisexuelle Männer. In unserer Befragung erklärten 76 % der homosexuellen, 62 % der bisexuellen und 55 % der heterosexuellen Männer sowie 68 % der Frauen, sie hätten sich mindestens einmal auf HIV testen lassen. Der Anteil fehlender Angaben zu dieser Frage lag in jeder Gruppe bei etwa 22 % und war damit ähnlich hoch wie bei anderen Fragen, die im Fragebogen an vergleichbarer Position lagen (für Online-Befragungen ist typisch, dass mit jeder weiteren Frage der Anteil fehlender Angaben zunimmt).

Abbildung 5a: Risikoverhalten insgesamt

n = 3.324

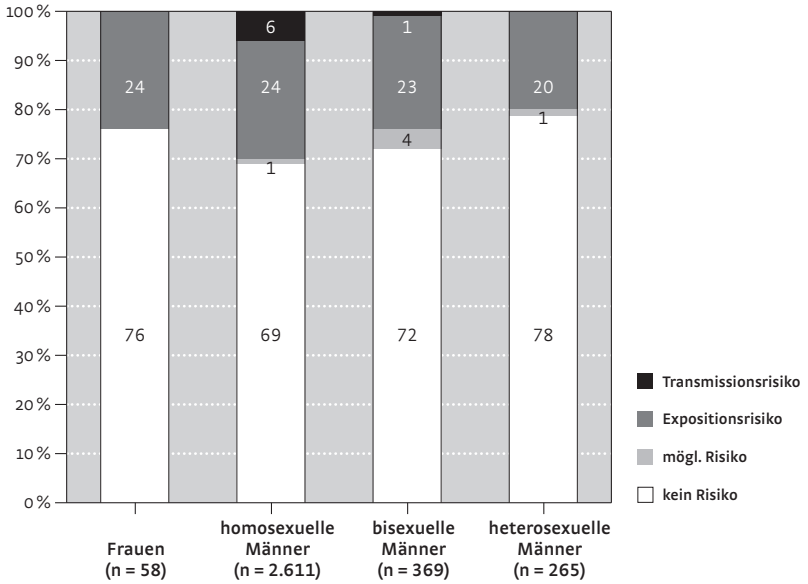


Bei der Abbildung fällt auf, dass sich hinsichtlich des HIV-Risikos kein Unterschied zwischen homosexuellen (26%), bisexuellen (28%), heterosexuellen Männern (25%) und Frauen (27%) zeigt. Dies gilt jedoch nur auf der Verhaltensebene – das Risiko ist definiert über Konsistenz im Kondomgebrauch und Abgleich des HIV-Serostatus – und unter Vernachlässigung der gruppenspezifischen HIV-Prävalenzen.

Es macht einen Unterschied, ob Verantwortung in erster Linie für sich selbst oder für den Sexualpartner übernommen wird, vor allem dann, wenn es sich um flüchtige Kontakte handelt. Wir haben daher die Unterscheidung zwischen Transmissions- und Expositionsrisiko eingeführt. Das Risiko, dass jemand das Virus an andere weitergibt, besteht in dieser Stichprobe nahezu ausschließlich in den Gruppen der Männer, die Sex mit Männern haben (bei ausschließlich homosexuellen Männern trifft dies in dieser Stichprobe auf 8% zu). Die diesbezüglichen Unterschiede zwischen online und offline hergestellten Sexkontakten zeigen die Abbildungen 5b und c. Dabei fällt zunächst auf, dass der Anteil der HIV-positiven Männer, deren Sexkontakte ein Übertragungsrisiko bergen, in beiden Fällen gleich ist. Die nichtpositiven Teilnehmer aller vier Gruppen scheinen jedoch bei online hergestellten Sexkontakten zu einem höheren Anteil Risiken einzugehen als bei offline angebahnten Kontakten. Dies gilt insbesondere für die Gruppe der Frauen, bei denen der Anteil potenziell riskanter Verhaltensweisen bei „Online-Kontakten“ mehr als doppelt so hoch ist.

Abbildung 5b: Risikoverhalten bei **online** angebahnten Sexkontakten

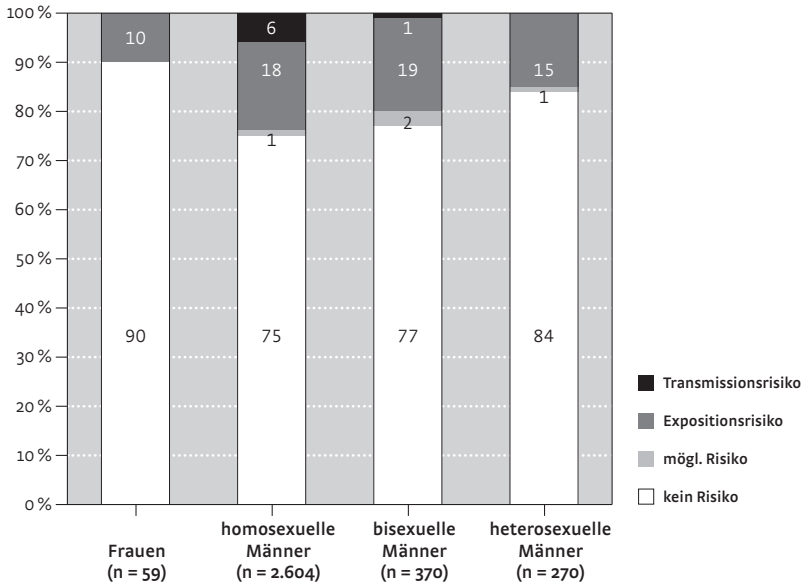
n = 3.303



34

Abbildung 5c: Risikoverhalten bei **offline** angebahnten Sexkontakten

n = 3.303



Wie lassen sich diese Unterschiede erklären? Verschiedene Faktoren stehen mit dem Risikoverhalten der Befragten in Zusammenhang. Die beobachteten Tendenzen sind dabei bei allen vier Gruppen gleich, aber nur bei homosexuellen Männern reicht die Gruppengröße für eine nach weiteren Merkmalen geschichtete Betrachtung aus. Bei den Tabellen 2a bis 2c, in denen homosexuelle Männer nach den Merkmalen „Altersgruppe“, „Drogenkonsum“ und „Partnerzahl“ betrachtet werden, zeigt sich ein weiteres Mal, dass die Unterscheidung zwischen Transmissions- und Expositionsrisiko von Bedeutung ist: HIV-negative und ungetestete Männer unter 30 Jahren verhalten sich zu einem höheren Anteil riskant als ältere, was bei Online-Kontakten etwas ausgeprägter ist. Bei der Interpretation des Transmissionsrisikos ist die deutlich niedrigere HIV-Prävalenz bei den Männern unter 30 Jahren zu berücksichtigen.

Tabelle 2a: Anteil homosexueller Männer mit Risikoverhalten nach Altersgruppe

n = 3.304

ALTERSGRUPPE	<30	30–44	>44
online Expositionsrisiko (%)	29,0	21,3	20,1
Transmissionsrisiko (%)	2,2	6,5	5,2
n	1.501	680	333
offline Expositionsrisiko (%)	20,6	17,9	13,7
Transmissionsrisiko (%)	2,1	7,1	4,5
n	1.499	677	335

Ob es einen Zusammenhang zwischen dem Gebrauch illegaler Substanzen⁷ und dem Eingehen von Infektionsrisiken gibt, wird im Rahmen der sozialwissenschaftlichen HIV-Präventionsforschung unterschiedlich diskutiert. In Deutschland haben die im Auftrag der BZgA durchgeführten Befragungen homosexueller Männer einen solchen Zusammenhang dokumentiert (siehe z. B. Bochow/Wright/Lange 2004). Zu gleichen Ergebnissen kam die Mehrzahl der in der Literaturanalyse von Colfax und Guzman berücksichtigten Studien (Colfax/Guzman 2006). In einer 2004 in Frankreich durchgeführten Befragung von Männern, die Sex mit Männern haben (MSM), die in der Methode den BZgA-Befragungen sehr ähnlich war, wurden zwar zunächst Zusammenhänge zwischen dem Konsum bestimmter Substanzen und erhöhtem Risikoverhalten beobachtet; diese schwanden jedoch, wenn weitere erklärende Variablen einbezogen wurden (Velter/Jauffret-Roustide 2007).

⁷ Wir sprechen bewusst von „illegalen Substanzen“ und nicht von „Drogen“, da der Gebrauch legaler Rauschmittel nicht erfragt wurde. Gerade auch Alkohol wird in erheblichem Ausmaß in Mengen konsumiert, die einen Kontrollverlust nach sich ziehen können. Die quantitative Erfassung der Alkoholmenge ist in empirischen Studien jedoch methodisch problematisch. Die Kategorie „andere“ wurde nicht in einem Umfang genutzt, der darauf schließen lässt, dass die Befragten darunter vor allem Alkohol verstehen.

In unserer Studie fragten wir danach, wie häufig Cannabis, MDMA (Ecstasy), LSD, „Crystal“, Speed, Kokain oder „andere Drogen“ konsumiert werden. Zunächst unterschieden wir, ob illegale Substanzen gar nicht, selten bis gelegentlich oder häufig bis regelmäßig konsumiert werden. Bei letzterer Untergruppe fragten wir weiter nach dem „Drogentyp“. Häufigen oder regelmäßigen Gebrauch von mindestens einer der drei erstgenannten Substanzen – Cannabis, MDMA, LSD – haben wir „Typ 1“ genannt.⁸ Der alternative oder zusätzliche, häufige bis regelmäßige Konsum von Methamphetaminen (Crystal, Speed) oder Kokain wurde „Typ 2“ zugeordnet. Tabelle 2b zeigt, dass diese Einteilung – zumindest bei homosexuellen Männern – zur Analyse des Zusammenhangs zwischen dem Konsum illegaler Substanzen und Risikoverhalten hilfreich ist, was bei HIV-positiven Männern („Transmissionsrisiko“) besonders deutlich wird. Der Unterschied zwischen online und offline ist hier einerseits gering, andererseits uneinheitlich: Bei keinem oder geringem Drogenkonsum werden Infektionsrisiken zu einem höheren Teil bei online angebahnten Sexkontakten eingegangen. Beim häufigen bis regelmäßigen Gebrauch von Crystal, Speed oder Kokain ist der Anteil HIV-positiver Männer, die ihre Sexpartner potenziell gefährden, bei online angebahnten Kontakten geringer als bei offline angebahnten. Wir vermuten, dass gerade diese Substanzen eher in Gruppenkontexten (z. B. Disco, Party) als beim online angebahnten Sex konsumiert werden.

Tabelle 2b: Anteil homosexueller Männer mit Risikoverhalten nach Konsummuster hinsichtlich illegaler Substanzen n=2.405

	ILLEGALE SUBSTANZEN			
	keine	selten bis gelegentlich	häufig bis regelmäßig Typ 1	häufig bis regelmäßig Typ 2
Expositionsrisiko (%)	20,8	27,0	31,6	38,5
online Transmissionsrisiko (%)	3,8	8,4	13,4	18,5
n	1.501	586	253	65
Expositionsrisiko (%)	14,6	22,7	27,3	39,1
offline Transmissionsrisiko (%)	3,4	9,2	14,2	25,5
n	1.499	586	253	64

⁸ Hierunter fassten wir auch „andere“ Substanzen. Die Unterteilung in „Typ 1“ und „Typ 2“ erfolgte vor dem Hintergrund, dass Cannabisprodukte und LSD bei den meisten Konsumenten in der Tendenz regressive und selbstbezogene Bewusstseinsveränderungen verursachen, während Methamphetamine oder Kokain stärker aggressives Verhalten und Selbstüberschätzung nach sich ziehen. Die Einordnung von MDMA ist dabei schwieriger, vor allem auch deshalb, weil Ecstasy häufig in – teilweise auch fester – Kombination mit anderen Amphetaminderivaten (Speed) konsumiert wird. Sexuelle Enthemmung, wie sie bei Kokain- oder Metamphetamin-Konsum typisch ist, bleibt bei Ecstasy jedoch eher die Ausnahme. Andererseits wird über vermehrte ungeschützte Sexkontakte – auch in Kombination mit Erektionsstörungen – berichtet (vgl. den ausführlichen Bericht von Colfax/Guzmann 2006).

Ein besonders starker Zusammenhang besteht zwischen der Anzahl der Sexpartner/Sexpartnerinnen und dem Eingehen von Infektionsrisiken: Je höher die Partnerzahl, desto höher der Anteil derer, die „riskante“ Kontakte angeben. Tabelle 2c verdeutlicht dies anhand der Gruppe der homosexuellen Männer.⁹

Tabelle 2c: Anteil homosexueller Männer mit Risikoverhalten nach Anzahl der Sexpartner

n = 2.577

PARTNERZAHL	1	2–5	6–10	11–20	>20
Expositionsrisiko (%)	13,7	21,8	23,0	27,3	29,5
online Transmissionsrisiko (%)	0,6	3,3	4,2	10,2	12,4
n	175	987	527	373	515
Expositionsrisiko (%)	3,4	14,3	17,5	23,3	27,3
offline Transmissionsrisiko (%)	1,7	2,6	4,4	9,9	14,2
n	176	983	525	373	513

Die Tabellen 2a bis 2c zeigen, dass vordergründig bestehende Unterschiede im Risikoverhalten zwischen online und offline angebahnten Sexkontakten zum großen Teil verschwinden, wenn nach Partnerzahl oder dem Konsum illegaler Substanzen geschichtet wird. Am eindrucksvollsten ist dies bei der Partnerzahl. Die Unterschiede in den Anteilen von Personen mit riskantem Sex bei online und offline angebahnten Sexkontakten sind daher wesentlich auf Unterschiede in der Anzahl der Sexualpartner oder -partnerinnen zurückzuführen.

In den für die Gruppe homosexueller Männer zusätzlich durchgeführten logistischen Regressionsanalysen¹⁰ (jeweils getrennt nach online und offline angebahnten Kontakten sowie Sexkontakten insgesamt) zeigt sich, dass sowohl die Partnerzahl als auch das Muster des Substanzkonsums voneinander unabhängige Einflussgrößen für riskantes Verhalten sind, während der Effekt der Altersgruppe von diesen beiden Faktoren überlagert wird.

Das Internet als Informationsquelle

Das Internet dient vielen Kontaktseitennutzern zur Information über HIV und Aids. Mindestens 55 % aller Befragten informieren sich gezielt online, wobei der Anteil bei homo- und bisexuellen Männern mit 61 % bzw. 55 % höher als bei heterosexuelle Männern (32 %) und Frauen (33 %) ist.¹¹

- ⁹ In den anderen Gruppen lässt sich eine ähnliche Tendenz feststellen, doch die Fallzahlen sind für eine derartige Schichtenuntersuchung nicht groß genug.
- ¹⁰ Die logistische Regressionsanalyse ist ein statistisches Verfahren zur Abbildung der Abhängigkeit einer einzelnen Variablen von einer Reihe erklärender Variablen.
- ¹¹ Die genannten Prozentwerte sind als Mindestwerte zu verstehen. Werden fehlende Werte („keine Angabe“) nicht berücksichtigt, betragen die entsprechenden Anteile bei homosexuellen Männern 79 %, bei bisexuellen Männern 71 %, bei heterosexuellen Männern 48 % und bei Frauen 44 %.

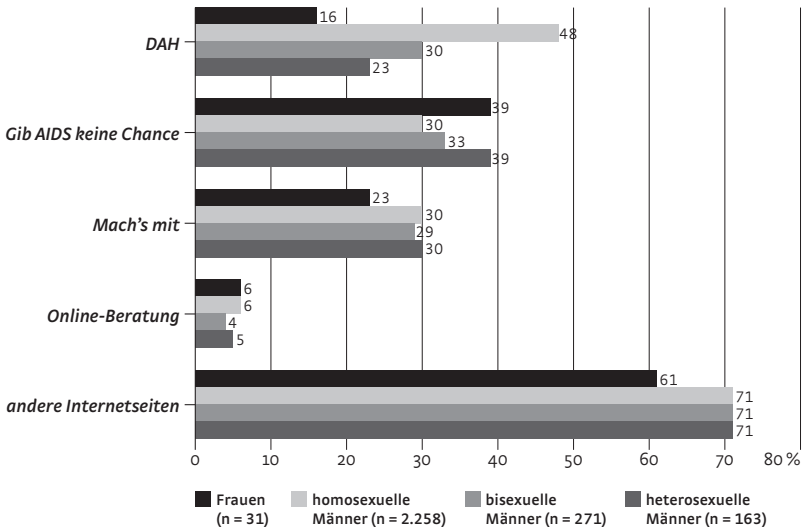
Bei denjenigen Befragten, die gezielt Informationen zu HIV und Aids suchen, fällt zunächst auf, dass etwa zwei Drittel hierfür (auch) andere Online-Angebote nutzen als die von uns vorgegebenen Seiten (*www.gib-aids-keine-chance.de* und *www.machsmit.de* von der BZgA sowie *www.aidshilfe.de* von der Deutschen AIDS-Hilfe (DAH). Abgesehen von diesen anderen Angeboten informieren sich homo- und bisexuelle Männer tendenziell eher über Seiten der DAH und heterosexuelle Männer und Frauen eher über „Gib AIDS keine Chance“. Sie folgen damit in etwa der unterschiedlichen zielgruppenspezifischen Ausrichtung der beiden Akteure (vgl. Abbildung 6). Für die Seite „Mach's mit“ lässt sich ein solcher Unterschied nicht feststellen; auch diese Seite ist etwa einem Drittel aller Befragten bekannt.

Da etwa 48 % derjenigen homosexuellen Männer, die sich gezielt online über HIV und Aids informieren (61 %), dazu das Online-Angebot der DAH nutzen, kann davon ausgegangen werden, dass die Internetseiten der DAH von etwas weniger als einem Drittel der befragten homosexuellen Männer als Informationsquelle genutzt werden.¹²

An eine Online-Beratung hat sich bisher ein eher geringer Teil der Befragten gewandt: 6 % der homosexuellen Männer, 5 % der heterosexuellen Männer und 7 % der Frauen. Online-Beratung bietet sowohl die DAH (seit Ende 2005) als auch die BZgA an.

Abbildung 6: Gezielte Informationen über HIV und Aids

Mehrfachantworten möglich Basis: 2.723 Befragte, die sich gezielt informiert haben



¹² In der KABAStI-Studie des RKI lag dieser Anteil mit 16 % sogar noch weit darunter. Allerdings bezog man sich hier auf das Informationsangebot zu sexuell übertragbaren Infektionen im Allgemeinen und nicht nur zu HIV. Außerdem waren an der KABAStI-Studie mehr jüngere Männer beteiligt als an unserer Befragung.

Zusammenhang zwischen Informations- und Risikoverhalten

Um das Basiswissen zur HIV-Infektion abzubilden, haben wir erfragt, wodurch HIV übertragen werden kann; vorgegeben waren Speichel, Sperma, Kot/Urin, Blut, Hautkontakte. Korrekt (Blut und Sperma ja, Sonstige nein) antworteten 71 % der homosexuellen, 58 % der bisexuellen und 48 % der heterosexuellen Männer sowie 42 % der beteiligten Frauen. Als „nicht ausreichend informiert“ werteten wir alle Personen, die Blut oder Sperma nicht für übertragungsrelevant hielten, und zusätzlich all jene, die „Hautkontakte“, „Urin/Kot“ und „Speichel“ als Übertragungsrisiko wählten (auch wenn sie gleichzeitig die beiden zutreffenden Körperflüssigkeiten nannten). Die Anteile der nicht ausreichend Informierten zeigen eine umgekehrte Rangfolge: homosexuelle (8 %) und bisexuelle Männer (19 %), Frauen (24 %) und heterosexuelle Männer (30 %).

Ob beim Sex Infektionsrisiken eingegangen werden oder nicht, hängt dabei nicht von der Kenntnis der Übertragungswege ab, doch scheint ein Zusammenhang zwischen dem Informationsverhalten und dem Risikoverhalten beim Sex zu bestehen. Wir erfragten, ob Informationen zu HIV gar nicht, gelegentlich oder regelmäßig eingeholt werden. Der Anteil homosexueller Männer, die Risiken im Sinne einer HIV-Exposition eingehen, beträgt 36 % bei denen, die sich gar nicht informieren, 31 % bei den sich gelegentlich und 19 % bei den sich regelmäßig Informierenden. Dieser Zusammenhang besteht auch bei den anderen drei Gruppen, ist jedoch aufgrund der zu geringen Fallzahlen nur schwer interpretierbar.

Ein anderer Zusammenhang zeigt sich bei HIV-positiven Männern: Hier ist der Anteil derer, von denen ein HIV-Transmissionsrisiko ausgeht, mit 13 % bei den sich regelmäßig Informierenden höher als bei Männern mit weniger ausgeprägtem Informationsverhalten. Hierzu ist allerdings anzumerken, dass die Gruppe jener HIV-positiven Männer, die sich nicht oder nur gelegentlich über ihre Erkrankung informieren, auch absolut gesehen eher klein ist ($n = 63$).

Kommunikation über den Serostatus

Von den homosexuellen Männern, die im Jahr vor der Befragung Analverkehr hatten, geben 35 % (online angebahnte Kontakte) bzw. 38 % (offline angebahnte Kontakte) an, HIV sei bei diesen Begegnungen „kein Thema“ gewesen. Bei jenen, die häufiger oder regelmäßig Analverkehr bei entsprechenden Dates hatten, beträgt dieser Anteil sowohl bei offline als auch online angebahnten Kontakten jeweils 13 %. Bei der Interpretation dieser Prozentwerte muss allerdings berücksichtigt werden, dass die Vermutung eines bestimmten Serostatus beim Partner als Reflexion über HIV und damit ebenfalls als „Thematisierung“ der HIV-Infektion gewertet wurde. Festzuhalten ist jedenfalls, dass sich online und offline angebahnte Sexualkontakte hinsichtlich der Häufigkeit der Thematisierung von HIV nicht unterscheiden.

An anderer Stelle wurde danach gefragt, ob „beim letzten Treffen“ mit einem Dating-Partner/einer Dating-Partnerin über dessen/deren HIV-Testergebnis gesprochen wurde. Diese Frage wird von Männern und Frauen unabhängig von ihrer sexuellen Präferenz zu einem Drittel mit „ja“ beantwortet.

Interessant dabei ist, dass die oben genannten Anteile nicht von der Angabe abhängen, dass im Jahr vor der Befragung beim Analverkehr grundsätzlich ein Kondom benutzt wurde oder dass Gründe dafür angegeben wurden, weshalb dies mindestens einmal nicht der Fall war.

Schlussfolgerung für die Prävention

Die Ergebnisse zeigen, dass die große Mehrheit der befragten homo- und bisexuellen Männer über korrekte Basisinformationen zur HIV-Übertragung verfügt. In den Gruppen der bi- und heterosexuellen Männer sowie bei Frauen finden sich größere Anteile unzureichend Informierter. Für sie sollte die Informationsvermittlung zu HIV und Aids intensiviert werden – am besten durch differenziertes Thematisieren. In erster Linie gilt es, Einstellungen zu fördern, welche die Ausgrenzung von Menschen mit HIV – aus unbegründeter Angst vor Ansteckung – reduzieren. Wer davon ausgeht, dass infizierte Menschen durch Berührungen (Hautkontakte) oder ihren Speichel (fantasierte Möglichkeit einer Tröpfcheninfektion) HIV übertragen können, wird eher zu ausgrenzenden Reaktionen neigen als jemand, der die Infektionsmöglichkeiten eingrenzen kann.

In den Befragungsergebnissen findet sich eine Vielzahl von Indikatoren für eine weiterhin bestehende Orientierung an den Normen des Safer Sex (vor allem bei homosexuellen Männern), was aber nicht ausschließt, dass dennoch Infektionsrisiken eingegangen werden. Eine Bekräftigung der Normen, die zur Anwendung von Schutzstrategien ermutigen, wird in jedem Fall sinnvoll sein.

Unsere Ergebnisse zeigen, dass die Informationsangebote der von den Befragten frequentierten Kontaktseiten wie auch andere Informationsangebote im Internet zu großen Teilen angenommen werden. Vor diesem Hintergrund empfiehlt es sich, an verschiedenen virtuellen Orten Hinweise zum angemessenen Umgang mit HIV-Risiken zu platzieren. Ein belehrender oder trockener Stil sollte dabei vermieden werden; vor allem scheint es sinnvoller, zum Gespräch über Sex und Infektionsrisiken zu motivieren als lediglich „Informationseinheiten“ zu verabreichen. Unsere Befragung belegt eine große Bereitschaft, Kommunikationsangebote zum Thema HIV/Aids zu nutzen. Das Internet bietet ideale Bedingungen, solche Angebote mit relativ geringem technischen Aufwand zur Verfügung zu stellen. Aufwendiger sind dagegen die Konzeption wie auch die grafische und textliche Gestaltung. Angebote dieser Art auszubauen und mit anderen Internetseiten im deutschen Sprachraum zu vernetzen, wird ei-

ne lohnende Aufgabe für die in der HIV/Aids-Prävention tätigen Organisationen sein.

Als notwendig erweisen sich ebenso gruppenspezifische Strategien für das Thematisieren von HIV bei sexuellen Begegnungen. Männern und Frauen, die außerhalb fester Beziehungen beim Anal- oder Vaginalverkehr nicht regelmäßig Kondome benutzen, sollte verdeutlicht werden, welche Risiken damit verbunden sind bzw. wie wichtig die Kommunikation der Beteiligten über das Ergebnis des letzten HIV-Antikörpertests ist. Vor trügerischen Annahmen (z. B. „Er/sie hat bestimmt den gleichen Serostatus wie ich“) und vor möglichen Missverständnissen in der nonverbalen Kommunikation (z. B. „Er besteht nicht darauf, ein Kondom zu benutzen, also ist er wahrscheinlich – wie ich – HIV-positiv“) sollte gewarnt werden. Dies gilt insbesondere für homo- und bisexuelle Männer, bei denen die Wahrscheinlichkeit, dass sie auf einen HIV-infizierten Sexpartner treffen, deutlich höher ist als in der sogenannten Allgemeinbevölkerung. Hier kann es hilfreich sein, auf bestimmten Seiten von Kontaktportalen Tipps für das Gespräch über den Serostatus zu geben („Wie sag ich’s? Wie frag ich’s?“).

Die beobachteten Unterschiede im Risikoverhalten bei *online* und bei *offline* angebahnten Sexkontakten scheinen im Wesentlichen mit der Zahl der Sexpartner oder -partnerinnen im Zusammenhang zu stehen. Je höher die Partnerzahl, desto größer ist auch die Wahrscheinlichkeit, dass die Kommunikation – beispielsweise über den HIV-Serostatus, den Kondomgebrauch oder andere Strategien zur Risikoreduktion – reduziert ausfällt oder ganz unterbleibt. Die Psychodynamik sexueller Interaktionen bei Menschen, die viele Partner/innen haben und/oder Infektionsrisiken eingehen, ist damit keineswegs hinreichend erklärt. In diesem Zusammenhang muss jedoch der Hinweis genügen, dass HIV-Transmissions- und -Expositionsrisiken häufig mit einer höheren Anzahl von Sexpartnern assoziiert sind. Insbesondere bei den heterosexuellen Männern und den – in unserer Befragung nicht nach sexueller Präferenz unterteilten und leider auch deutlich unterrepräsentierten – Frauen bleibt abzuwarten, ob das Internet als Ort der Anbahnung von Sexualkontakten für sie weiter an Bedeutung gewinnt und einen ähnlichen Stellenwert bekommt wie bei Männern, die Sex mit Männern haben.

Literatur

Bochow/Wright/Lange 2004

Bochow M./Wright, M./Lange, M.: Schwule Männer und Aids: Risikomanagement in Zeiten der sozialen Normalisierung einer Infektionskrankheit. AIDS-Forum DAH, Bd. 48. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe 2004

Colfax/Guzman 2006

Colfax G./Guzman, R.: Club Drugs and HIV Infection (2006): A Review. In: *Clinical Infectious Diseases*, 42, 1463–1469

Schmidt/Marcus/Hamouda 2007

Schmidt, A. J./Marcus, U./Hamouda, O.: KABA-STI-Studie – Wissen, Einstellungen und Verhalten bezüglich sexuell übertragbarer Infektionen. Aufbau einer deutschlandweiten 2nd Generation Surveillance für HIV und andere sexuell übertragbare Infektionen bei Männern mit gleichgeschlechtlichem Sex. Bericht an das Bundesministerium für Gesundheit. Mimeo. Berlin: Robert Koch-Institut 2007

Velter/Jauffret-Roustide 2007

Velter, A./Jauffret-Roustide, M.: Consommation de substances psycho-actives. In: Velter, A.: *Rapport Enquête Presse Gay 2004*. Saint-Maurice: Institut de Veille Sanitaire 2007, 47–56

Ins Netz gegangen – männliche Prostitution in den Zeiten des Internets

Ralf Rötten

Prostitution ist eine weltweite Erscheinung und weltweit im Wandel. Bei vielen Anbietern und Anbieterinnen sexueller Dienstleistungen handelt es sich heute um Migranten, die in den reicheren Ländern dieser Welt, so auch in Deutschland, nach besseren Lebenschancen suchen. Die Prostitution hat sich allerdings auch in anderer Hinsicht geändert. Die Gründe dafür liegen einerseits in gesellschaftlichen Entwicklungen, die zu neuen Sichtweisen und Selbstverständnissen geführt haben. Hierzu einige Fakten und persönliche Einschätzungen:

- » Für homosexuelle Handlungen gibt es in Deutschland kein Sonderstrafrecht mehr.¹
- » Der direkte Einfluss der christlichen Kirchen auf den Alltag und das gesellschaftliche Leben ist seit den 1970er Jahren und besonders nach der Wiedervereinigung Deutschlands deutlich zurückgegangen.
- » Die Bürgerbewegungen der Frauen, Schwulen, Huren und der Aids-Selbsthilfe haben maßgeblich zu gesellschaftlicher Veränderung beigetragen. Emanzipa-

1 Im Jahr 1969 erfolgte eine erste Reform des § 175 StGB; 1994 wurde das Sonderstrafrecht für Homosexuelle schließlich gänzlich aus dem deutschen Strafrecht getilgt.

tionsprozesse haben sich infolge rechtlicher Reformen und aufgrund des Meinungswandels in relativ großen Bevölkerungsteilen verfestigt.

- » Seit Einführung des Gesetzes zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Prostituierten (ProstG) im Jahr 2002 gilt die Prostitution hierzulande nicht mehr als sittenwidrig.
- » Der Prozess der Individualisierung in unserer Gesellschaft kommt unter anderem in einer steigenden Zahl von „Singles“ und in verstärkter Mobilität zum Ausdruck. Viele Grenzen sind durchlässiger und Reisen in andere Länder sehr viel billiger geworden. Mehr Menschen denn je zuvor können heute europä- oder weltweit mobil sein.

Zum anderen haben technische Entwicklungen das Leben allgemein verändert und sich auch auf die Prostitution ausgewirkt. So ist das mobile Telefonieren für viele Menschen möglich geworden, und die Zahl der Radio- und Fernsehsender hat enorm zugenommen. Durch das „World Wide Web“, durch E-Mails und Chats hat sich die Kommunikation beschleunigt; über große Entfernungen sind dadurch Netzwerke entstanden oder gefestigt worden. Das Internet ermöglicht zudem eine weltweite, zielgruppennahe Werbung und Präsentation mit relativ geringem Kostenaufwand für viele Anbieter. Außerdem gehören schwule Männer weltweit zu den besonders stark vernetzten Gruppen.

Diese skizzierten Veränderungen sollten bei der Betrachtung und Beurteilung der männlichen Prostitution nicht außer Acht gelassen werden.

44

Merkmale verschiedener Gruppen von männlichen Prostituierten

Der Begriff „Callboy“ entstand in Deutschland in Abgrenzung zum „Stricher“. Der Callboy von einst war der „angerufene“ Sexdienstleister, der – quasi ans Festnetztelefon gefesselt – in seiner Wohnung auf Kunden wartete. Der Stricher dagegen bot sich an den Treffpunkten seiner Kunden an – er hatte oft keine Wohnung, in der man ihn anrufen konnte. Heute, wo fast jeder ein Mobiltelefon hat, müssen Callboys nicht mehr einsam warten, und auch Stricher sind per Handy erreichbar. Wenn wir heute zwischen beiden Gruppen begrifflich unterscheiden, dann eher aufgrund der folgenden Merkmale: Die meisten Callboys haben eine feste Wohnung, sind krankenversichert, verfügen über einen Schul- und Berufsabschluss und stehen zu ihrer Sexualität. Stricher sind oft ohne festen Wohnsitz, ohne Sozialversicherung und Berufsabschluss und außerdem ärmer und jünger als Callboys. Sie haben nur wenig Selbstachtung und erkennen ihre Sexualität nicht an.

In den Diskussionen zur Selbstorganisation der Sexdienstleisterinnen und -dienstleister ist die Gruppe der Stricher nicht zu finden. Die rechtliche Anerken-

nung der Prostitution als Beruf wird an ihren elenden Lebensbedingungen nichts ändern, stellen sie im Sexgewerbe doch eher Tagelöhner denn Unternehmer dar. Im besten Fall sind sie „Unternehmer ihrer selbst“ – damit bezeichnet Agnieszka Zimowska (Universität Göttingen) eine der drei Gruppen, die sie in einer Studie über polnische Sexarbeiterinnen in Hamburg definiert hat. Bei den beiden anderen Gruppen handelt es sich um „professionelle Sexarbeiterinnen“ und „mehrfach stigmatisierte Migrantinnen“. Dieses in einem Vortrag präsentierte und bisher nicht publizierte Modell möchte ich auf die männliche Prostitution übertragen und erläutern.

Der professionelle Sexarbeiter: Männer dieser Gruppe sind häufig deutsche Staatsbürger oder haben ein dauerhaft gesichertes Aufenthalts- und Arbeitsrecht. Sie können ein Gewerbe anmelden, eine Steuernummer beantragen, sich sozialversichern, Leistungen hieraus beziehen und eine Identität als Professionelle entwickeln. Diese Gruppe profitiert meines Erachtens vom Prostitutionsgesetz, mit dem sie erstmalig in Deutschland eine legale Arbeitsbasis erhalten hat.

Der „Unternehmer seiner selbst“: Diese Männer sind engagiert, flexibel, arbeitsam und stets darauf bedacht, ihre wirtschaftliche Situation zu verbessern. Hierfür nehmen sie Wohnungs- und Ortswechsel in Kauf und arbeiten oft fern der Heimat. Da sie ihre Tätigkeit im Sexgewerbe nur als vorübergehend begreifen, entwickeln sie keine Identität als Sexdienstleister. Die Familie, die Freunde außerhalb der Szene und das sonstige Umfeld wissen nichts von ihrer Tätigkeit. Um schnell zu viel Geld zu kommen, verzichten sie auf soziale Absicherung und streben auch keinen legalen Erwerbsstatus einschließlich Steuerpflicht an. Ihre Tätigkeit ist dank Internet und Mobiltelefon nicht ortsgebunden – viele Callboys und Stricher dieser Kategorie reisen quer durch Deutschland und Europa, immer auf der Suche nach dem „guten und schnellen Geld“. Seit den 1990er Jahren gibt es besonders viele Sexanbieter aus Mittel- und Osteuropa, die – häufig bekannt durch Pornofilme – auf Tour gehen. Da die Sexarbeit im Ausland erfolgt und die Pornos oft in den USA hergestellt werden, brauchen sie sich gegenüber der Familie und dem Freundeskreis in der Heimat nicht zu offenbaren. Außerdem ist es dadurch einfach, das Einkommen zu verschleiern.

Der mehrfach stigmatisierte Migrant: Zu dieser Gruppe zählen Männer, die in ihrem Herkunftsland Not gelitten, hart gearbeitet und tagtäglich ums Überleben gekämpft hatten. Sie konnten dort keine Arbeit finden, die es ihnen ermöglicht hätte, sich und ihre Familie angemessen zu versorgen, und gingen in der Hoffnung auf bessere Verhältnisse nach Deutschland. Oft mussten sie hohe „Transferkosten“ entrichten, um hier arbeiten zu können. Viele haben kein Aufenthaltsrecht

und daher weder Steuernummer noch Krankenversicherung. Dem Rechts- und Sozialsystem wie auch der hiesigen Gesellschaft stehen sie hilflos gegenüber. Die meisten verfügen über keine sexuelle Identität als schwuler Mann, weshalb sie Sex mit Männern, egal ob umsonst oder für Geld, nicht wertschätzen können – allein schon deshalb hat das Prostitutionsgesetz für sie keinen Nutzen. Ihre ablehnende Haltung gegenüber ihrer Tätigkeit mildern sie dadurch ab, dass sie diese nicht als Sexarbeit und ihre Kunden nicht als Kunden begreifen: Sie nennen sich „Jungs“ und werden nicht bezahlt, sondern bekommen „Geschenke“, Unterkunft und Verpflegung oder „Taschengeld“. Ihre Tätigkeit ist nicht frei gewählt; folglich handelt es sich hier auch nicht um eine sexuelle Dienstleistung, sondern um Geldbeschaffung aus Armut und Not.

In einer ähnlichen Situation befinden sich – auch wenn sie keine Migranten sind – Drogenabhängige, die sich durch Prostitution Geld für ihre Drogen beschaffen, oder Obdachlose bzw. Trebegänger. Menschen, die aus diesen oder anderen Gründen verletzlich und bedürftig sind, brauchen in erster Linie Unterstützung und Hilfe zum Überleben – Motivation zur Professionalisierung in der Sexarbeit ist hier nachrangig.

46

Zunahme der „Altersprostitution“

„Jung“ und „schön“ sind zwei Kriterien, die den Sexanbietern allgemein zugeschrieben werden. In früheren Zeiten aber gab es das Ideal der Liebeslehrerin, die Kenntnisse auf dem Gebiet der Erotik und spezielle Sexpraktiken vermittelte, über besondere Erfahrung und Einfühlsamkeit verfügte und eine lustvolle, sinnenfrohe Begleiterin war.

Bei den Callboys hat in den letzten zehn Jahren eine interessante Entwicklung stattgefunden: Es gibt immer mehr ältere Sexdienstleister, und viele steigen auch erst in höherem Alter in den Job ein. Waren im Jahr 2000 in mehreren hundert Callboy-Anzeigen in der Berliner Stadtilustrierten TIP pro Ausgabe nur ein oder zwei Anbieter über 35 Jahre alt, so geben Anfang 2009 allein im Escortbereich bei www.gayromeo.com rund 194 Berliner (von insgesamt rund 970 Escorts) an, sie seien älter als 34 – hier kann von einer massiven Zunahme der sogenannten Altersprostitution gesprochen werden. Die Gründe für diesen besonders in Berlin feststellbaren Trend mögen vielfältig sein:

- » In der Gesellschaft scheint die Toleranz gegenüber Schwulen und gegenüber Prostitution gestiegen zu sein.
- » Unkomplizierte Wege der Werbung für sexuelle Dienstleistungen erfordern keine Selbstoffenbarung wie z. B. am Anzeigenschalter einer Zeitung.
- » Wegen Arbeitslosigkeit oder einer geringen Grundsicherung sind schwule Männer mittleren Alters auf Zusatzeinnahmen angewiesen.

- » Selbstbewusste Schwule ab Mitte 30 haben Erfahrung und werden auch von älteren selbstbewussten Schwulen als Sexdienstleister genutzt.

Viele 60-jährige wollen Sex mit einem deutlich jüngeren Mann, aber nicht unbedingt mit Jungs, die erst 20 sind. Je stärker sich der Trend zur Dienstleistungsgesellschaft fortsetzt, desto größer wird auch die Nachfrage nach sexuellen Dienstleistungen von gestandenen Männern sein. Die „Silberlocken“ werden in Angebot und Nachfrage integriert. In Zukunft dürfte die Zahl der Anbieter und Nutzer aber nicht nur bei den „Älteren“, sondern insgesamt steigen, da es in unserer Gesellschaft nach meinen Beobachtungen auch immer mehr Singles, sexuell Selbstbestimmte, Emanzipierte, Lebensfrohe und Dienstleistungsorientierte gibt.

Veränderungen auf dem Strich

Migranten aus Osteuropa

Auf dem Straßen-, Bahnhofs- und Kneipenstrich waren schon immer viele junge Männer aus anderen Ländern tätig. Heute bleiben sie jedoch oft nicht mehr für längere Zeit in einer Stadt oder in Deutschland, sondern wandern aus ihren meist südosteuropäischen Herkunftsländern von Region zu Region, um Geld zu verdienen. Wer sich als Tagelöhner auf dem Bau oder als Erntehelfer verdingt, bietet oft auch Sex für Geld an. Diese Jungs und jungen Männer können meist nur über aufsuchende Sozialarbeit und niedrigschwellige Versorgungsangebote erreicht werden: aufgrund ihres Bildungsstandes wäre der Einsatz von Printmedien verfehlt, und der rasche Ortswechsel erschwert den Aufbau einer längerfristigen Betreuungsbeziehung. Die jungen Männer leben in Gruppen zusammen und kennen die Schwulenszene oft gar nicht. Sie träumen auch nicht vom „Glamour“ des Rotlichtmilieus, sondern wollen überleben und erhoffen sich eine bessere Zukunft.

Deutsche Jungs

Seit Mitte der 1990er Jahre sind auf dem Strich immer seltener deutsche Jungs anzutreffen. Der zunehmend aggressive Umgangston in der Szene und der Umstand, dass viele Stricher nicht in Deutsch miteinander kommunizieren, mögen dazu beigetragen haben, aber auch andere Veränderungen: Noch Anfang der 1990er traf man auf dem Strich viele Jungs aus ländlichen Regionen und Kleinstädten an, die ihr Schwulsein in der Großstadt ausleben wollten und deshalb von zu Hause abgehauen waren. Solche Jungs sind mittlerweile nicht mehr dort zu finden. Heute werden, noch bevor man aus der Familie ausbricht, gezielte Kontakte über das Internet geknüpft und Freunde, Sugardaddys oder Freier gesucht und gefunden, sodass die Reise weg vom Heimatort nicht ins Blaue geht, sondern ein Ziel hat. Der Bahnhof Zoo in Berlin beispielsweise ist daher nicht mehr der Ort

der Gestrandeten aus ganz Deutschland, sondern nur noch der wenigen Junkies, die anschaffen gehen.

Hinzu kommt, dass Jugendliche im Coming-out oft keine Notwendigkeit mehr sehen, von zu Hause wegzulaufen, weil die Familie und das übrige soziale Umfeld schwulen Männern heute toleranter begegnet als noch vor zehn, fünfzehn Jahren und weil ihre Bedürfnisse stärker wahrgenommen werden. Jungschwulengruppen wie auch Internetforen und -kontakte erleichtern den Austausch untereinander und ermöglichen es, zumindest zeitweilig der Enge der Familie zu entfliehen, ohne sie für immer verlassen zu müssen. Und falls sie doch verlassen wird, gibt es heute gezielte Wohn- und Betreuungsangebote für homosexuelle Jugendliche.

Sexuelle Dienstleistungen international

Reisen in alle Welt per Internet selbst vorzubereiten, ist heute üblich. Wir buchen nicht nur das Hotel und das Flugticket online, sondern oft auch schon die Theaterkarte oder Stadtführung von zu Hause aus. In ähnlicher Weise kann der Reisende auch bei sexuellen Dienstleistungen verfahren: Er kann im Internet alle möglichen Angebote und Profile anschauen, kann Kontakte knüpfen, Anfragen starten sowie Ort, Leistung und Preis klären. Die Buchung des Callboys erfolgt also schon frühzeitig oder vom Hotelzimmer des Zielorts aus. Internationale Portale wie etwa www.erados.com oder www.escupido.com sind für den Reisenden überall verfügbar. Er muss nicht mehr die regionale Presse kennen und dort nach Sexanbietern suchen, sondern braucht nur ein einziges Medium, um das Angebot zu sichten, zu bewerten und zu buchen. Deutlich wird: nicht nur die Sexanbieter, sondern auch die Kunden agieren heute international.

48

Zusammenfassung und Ausblick

Die Prostitution hat sich in den letzten 15 Jahren grundlegend verändert. Dazu beigetragen haben nicht nur das Internet und das Mobiltelefon, sondern auch politische und gesellschaftliche Entwicklungen. Zu erwarten ist, dass sich sexuelle Dienstleistungen in den kommenden Jahren und Jahrzehnten als reguläre körpernahe Dienstleistungen etablieren. Die Ausnutzung von Abhängigkeit, Not und Elend zur sexuellen Befriedigung wird dann hoffentlich grundsätzlich als ein Akt des Missbrauchs, der Vergewaltigung und der Körperverletzung wahrgenommen und geächtet. Mit freiwilliger Prostitution hat dies nämlich nichts zu tun. Prostitution bedeutet schließlich „sich anbieten“, und nicht, als Ware angeboten zu werden.

Gläserne Welt – der digitale Exhibitionismus und seine Folgen

Stefan Reck

Party in Berlin. Gut gelaunt flirtet man mit einem netten Kerl, der jedoch mit Freunden unterwegs ist. Während früher schnell die Telefonnummer ausgetauscht wurde, ist es heute der Profilname auf den „blauen Seiten“ (www.gayromeo.com), dem sprichwörtlichen schwulen Einwohnermeldeamt. Dort angelangt, kann man auch gleich die Kompatibilität checken und vieles mehr. Digitale Daten in allen Formen – Fotos, Angaben zu Wohnort, körperlichen Merkmalen, Sternzeichen, Freunden und, und, und ... alles frei Haus.

Laut WebMonitor¹ von BITKOM und dem Forschungsinstitut Forsa hatte sich im August 2007 etwa jeder fünfte Bundesbürger in irgendeiner Form mit privaten Daten ins Internet gestellt. Ob bei Online-Communities, Chatportalen oder auf eigenen Homepages: die Deutschen zeigen sich gern und oft im Netz. Dabei geben Männer wesentlich häufiger an, sich im Internet mit privaten Daten zu verewigen, als Frauen. Und sehr wahrscheinlich sind schwule Männer dort noch häufiger zu finden als ihre heterosexuellen Geschlechtsgenossen.

¹ http://www.bitkom.org/47504_47500.aspx (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Die Konsequenzen dieses „Exhibitionismus“ sind den wenigsten Benutzern bewusst. Meist wird ausgeblendet, dass sich dafür auch andere interessieren könnten, mit denen man entweder nichts zu tun haben möchte oder für die diese Daten nicht gedacht sind. Auch ist den meisten Usern das „Gedächtnis“ des Internets nicht bewusst: Was einmal gespeichert ist, bleibt für die Zukunft erhalten. Im ungünstigsten Fall landen die digitalen Daten im Internetarchiv², in dem bereits 85 Milliarden Webseiten seit 1996 gespeichert sind.

Es gibt nichts, was im Internet nicht gefunden werden kann. Neben Angaben zur Person finden sich gleich noch ein kleines Schmudgelbildchen, eine Auflistung sexueller Präferenzen und weitere Hinweise zu vielleicht nicht ganz legalen Lebensgewohnheiten. Es sei jedem überlassen, dies mit vollem Bewusstsein zu tun, doch in den meisten Fällen wissen die Blogger und Homepage-Bauer gar nicht, welche weitreichenden Konsequenzen dies haben kann. Die Entwicklung lässt zudem vermuten, dass immer intelligentere Suchmaschinen in der Lage sein werden, auch separate Informationen „zusammenzufinden“ und so aus vielen Puzzleteilen umfassende Informationen zu liefern.

Personalchefs

50

Viele Personalabteilungen interessieren sich gerade bei Neueinstellungen von Mitarbeiter(inne)n mit Führungsaufgaben für deren privaten Hintergrund. Dabei wird mittlerweile selbstverständlich auch das Internet zu Rate gezogen. Über die entsprechenden Businessnetzwerke wie beispielsweise www.xing.com geht es ganz schnell über Google zu den Einträgen, die man im Laufe der Jahre im Internet veröffentlicht hat. Noch schneller funktioniert das über Suchmaschinen wie www.123people.de, die gezielt nach persönlichen Daten im Netz Ausschau halten. Viele sehr private Details können ans Licht kommen, und die müssen nicht einmal von einem selbst stammen. Und wenn die katholische Personalchefin aus der Oberpfalz dann die sexuellen Gewohnheiten eines potenziellen Kandidaten findet, kann das böse Konsequenzen haben. „Aber das ist doch toll, wenn die Personalabteilungen mitbekommen, wie viele Bewerber schwul oder lesbisch sind“, entgegnete mir letzstens ein Freund auf diese Diskussion. Dem kann man eigentlich nur zustimmen, aber für den Bewerber oder die Bewerberin ist es eventuell nicht so toll, wenn der heterosexistische Personalchef eine Ablehnung schreibt.

Die lieben Kollegen

Wer hat nicht selbst mal nachgeschaut, ob er nicht über den schnuckeligen Kollegen noch etwas rausbekommt! Selbst gehen die meisten aber davon aus, dass andere das nicht können. Weit gefehlt. Die meisten Internet-User lernen schnell,

² <http://web.archive.org>

wie man eine Suchmaschine benutzt. Und natürlich ist die überwiegende Mehrheit der Menschen neugierig. Im normalen Ablauf eines Betriebs ist das auch kein Problem. Vielleicht findet der Kollege dann auch endlich heraus, warum die nette Kollegin auf sein Werben nicht eingeht. Leider wird nicht nur aus Neugierde gesurft. Gerade Mobbing ist ein nicht zu unterschätzendes Problem. Wegen einer vermeintlichen oder tatsächlichen Bevorzugung bei der Beförderung, meist aber aus Neid oder Missgunst wird der eine oder andere Kollege geschnitten. Sind dann auch noch Informationen über den Betroffenen im Internet zu finden, kann er sich vor der Veröffentlichung etwaiger pikanter Details nicht mehr schützen. Und falls die Kollegen über persönliche Daten wie z. B. Adresse und Geburtsdatum verfügen, kann sich das zu einem Horrorszenario ausweiten – bis ins Privatleben hinein. Wer dann plötzlich nicht bestellte Waren vor der Türe stehen hat, sieht sich vollkommen neuen Problemen gegenüber.

Identitätsdiebstahl

„Meine Daten gehören mir.“ Wer denkt, dies sei im Internet gesichert, täuscht sich gewaltig. Opfer eines Identitätsdiebstahls wird man schneller, als man denkt. Das Problem hat meistens hausgemachte Ursachen, manchmal lässt es sich aber auch gar nicht vermeiden. Die Eigentümer von Internetseiten müssen ihre Namen gegebenenfalls im Impressum preisgeben. Wer sich ein wenig besser im Netz auskennt, kann über die entsprechenden Registrierungsdienste noch weitere Angaben wie z. B. die Anschrift herausfinden. Mit diesen wenigen Daten lässt sich schon eine Menge anfangen. Beliebte andere Tatorte für Datendiebe sind Personendatenbanken à la „Schulfreunde gesucht“ oder aber auch Xing (siehe oben). Zwar muss man dort, um an Daten wie etwa Herkunft, Schulbildung und Geburtsjahr zu kommen, ein wenig Zeit und Geld investieren, was sich aber schnell auszahlt.

Trägt man zudem einen seltenen Namen und hat weitere Infos über sich ins Netz gestellt, haben Datendiebe schnell alle Daten zusammen, um die Identität des Betroffenen komplett zu übernehmen. Und damit können sie dann alles machen, was sie sich mit der eigenen Identität nicht trauen würden. Wohlgemerkt: es geht nicht um Kriminalität im herkömmlichen Sinne. Unter einer anderen Identität Bestellungen aufzugeben, würde zwar nicht unbedingt von Erfolg gekrönt sein, aber mit ihr lässt sich so mancher Schabernack treiben, der eine Menge unschöner Spuren im Web hinterlässt. Ich erhielt vor kurzem eine Mail und einen Anruf von einem Immobilienbüro, das mir Bescheid geben wollte, dass eine bestimmte Wohnung nicht mehr verfügbar sei – ich hatte mich nie für diese Wohnung interessiert, und die E-Mail-Anschrift war auch nicht meine eigentliche, sondern eine Administrator-Adresse. Trotzdem war mir der Vorgang ungeheuer, da ein Frem-

der meinen Namen, meine Telefonnummer und eine E-Mail-Adresse, mit der man mich erreichen kann, bei einer mir vollkommen fremden Firma verwendet hat.

Verräter

Auch wer denkt, er hätte alles richtig gemacht, kann davon überrascht werden, dass seine Identität plötzlich bekannt wird. Die Gründe hierfür lassen sich relativ leicht finden, z. B. im Gästebuch: Freunde versehen ihre Einträge oft mit Links zu ihren Internetidolen oder – ohne böse Absicht – mit Klarnamen und anderen Hinweisen, was mir selbst schon passiert ist. Auch das Nachschlagen bei Denic eG³, der deutschen Internetadressverwaltung, gibt schnell Auskunft darüber, wem eine Homepage gehört.

Wer sicher sein will, dass der eigene Name nur auf solchen Seiten zu finden ist, mit denen er auch etwas zu tun hat, oder wer seine Daten gar nicht im Netz sehen möchte, hat viel zu tun. Den meisten Usern ist nämlich nicht bewusst, dass die Daten anderer Menschen nur von diesen selbst ins Netz gestellt werden sollten. Eine Liste der ehemaligen Klassenkameraden oder der besten Freunde hat im Netz genauso wenig zu suchen wie Fotos und Beschreibungen, die von den Aufgenommenen nicht zur Veröffentlichung freigegeben wurden. Eigentlich sollte dies eine Selbstverständlichkeit sein, doch die Nutzung von Rechnern wird häufig als etwas sehr Persönliches wahrgenommen – private Daten werden in den meisten Fällen in den eigenen Rechner zu Hause eingegeben. Zwar wissen die meisten, dass diese Daten, sobald sie veröffentlicht sind, weltweit aufgerufen werden können. Das wird aber in aller Regel verdrängt, da man sich der Konsequenzen nicht bewusst ist.

52

Interaktives Internet

Viele sind so davon begeistert, dass sie mit dem neuen Medium umgehen können, dass sie schnell den Verlockungen professioneller Datendienste verfallen. Da werden dann in „Freunde“-Suchmaschinen wie etwa www.stayfriends.de Daten eingestellt, häufig mit Bildern, und sämtliche Schulen angegeben, die man einmal besucht hat, oder in Studenten-Communities wie z. B. studivz.net oder www.studentum.de Studiengänge und Kommilitonen eingetragen. Über solche Dienste werden Kontakte geknüpft und verknüpft. Am Ende kann sich jeder User, der sich dafür interessiert, ziemlich umfassende Informationen über das soziale und politische Umfeld der Betroffenen verschaffen. Gerade der interaktive Bereich des Internets wird intensiv weiterentwickelt – die Zusammenführung vieler verschiedener Informationen über jeden einzelnen Nutzer auf einer einfachen Plattform hat bereits begonnen. Mit der sogenannten OpenID wird es möglich, sich mit einer einzigen „offenen Identifikation“ bei verschiedenen Internetdiens-

ten anzumelden, sodass man sich die nervige Registrierung mit Benutzernamen und Passwort ersparen kann. Die jeweils gespeicherten persönlichen Daten können dann allerdings auch zwischen den Diensten ausgetauscht werden. Ob diese Daten entsprechend geschützt sind, kann man bereits jetzt in Zweifel ziehen.

Was in den letzten Jahren als „Web 2.0“ propagiert wurde, mausert sich so zum größten Problem des Internets. Viele der gegründeten „Mitmachportale“ haben einen geringen, wenn nicht gar völlig unzureichenden Datenschutz (auch wenn er im Kleingedruckten häufig postuliert wird), und es ist relativ einfach, an Daten zu kommen. Da werden z. B. die User dazu ermuntert, Freunde einzuladen. Was mit den so gespeicherten E-Mail-Adressen geschieht, wird in der Datenschutzerklärung nicht unbedingt erwähnt. Zielgerichtete Werbung muss meist akzeptiert werden, weil man ja einen kostenlosen Dienst in Anspruch nimmt, der sich auch finanzieren muss. Gerade bei den „Freunde“-Portalen ist Vorsicht angesagt, selbst wenn sich erst einmal alles recht harmlos anhört. Der unsachgemäße Umgang mit Daten sowohl seitens der User wie auch der jeweiligen Portale lässt den Datenschützern regelmäßig die Haare zu Berge stehen. Hinzu kommt die Konzentrierung im Internet: Immer mehr sogenannte Web-2.0-Dienste werden von den „Großen“ übernommen – und damit auch sämtliche Daten. In solchen Fällen ist prinzipiell Vorsicht angeagt, denn die Datenschutzbedingungen werden in der Regel „angepasst“.

Schwule Portale

Einen Schritt weiter sind Portale wie GayRomeo oder GayRoyal. Zwar ist es dort prinzipiell möglich, auch als Nichtmitglied auf Suche zu gehen. Wer das Alter, die Körpergröße, das ungefähre Gewicht und die Haarfarbe des Gesuchten kennt, kommt recht bald zu einem überschaubaren Ergebnis – selbst in Berlin. Und bei kleineren Städten und ländlichen Regionen ist eine so detaillierte Suche oft gar nicht nötig. Der User wird bei der Speicherung seines Profils auch darauf aufmerksam gemacht, dass seine digitalen Bilder für alle zu sehen sind, wenn auch, wie im Falle von „XXXPics“, nur nach Altersverifikation. Dass dies zum Beispiel einen Vorgesetzten nicht davor schützt, zufällig von einem Untergebenen gefunden zu werden, sollten sich die Nutzer solcher Foren immer wieder klarmachen. Eines muss man den deutschen schwulen Chatportalen allerdings zugutehalten: Nicht benutzte Profile werden nach einer gewissen Zeit (bei GayRomeo z. B. nach sechs Monaten) automatisch gelöscht oder deaktiviert. Trotzdem ist man vor Überraschungen nicht sicher. So ist es schon mehreren Usern der „blauen Seiten“ passiert, dass sie trotz gelöschtem „Facepic“ (Portraitfoto) und Namen ziemlich peinliche Mails erhielten – samt vollständiger Anrede mit Vor- und Nachnamen.

Doch das alles hindert die User nicht daran, ihre digitalen Daten – seien es nun Profile oder Bilder – dort zu veröffentlichen. Die Folge davon waren bereits meh-

rere spektakuläre Übergriffe auf Schwule, und schon manches vermeintliche Sexdate endete mit dem Diebstahl von Wertsachen aus der Wohnung. Diese Vorfälle sind den Opfern oftmals so peinlich, dass sie keine Anzeige erstatten. Möglich sind aber auch Übergriffe mit heterosexistischem Hintergrund. Die Wahrscheinlichkeit, Opfer zu werden, ist für Großstadtschwule zwar gering, da die Anzahl der Chatprofile etwa von Frankfurtern oder Berlinern bei mehreren Tausend liegt. Diese neuen Wege der Kriminalität lösen aber stückweise die althergebrachten ab. Für Kriminelle ist es einfach zu verlockend, mit einfachsten Mitteln – Internetanschluss, Chatprofil und Date – in fremde Wohnungen zu gelangen. Dazu muss man weder schwul sein noch das Opfer kennen.

HIV und Internet

Irgendwann ist es passiert: Man hatte ein paar Mal unsafe Sex und erfährt schließlich, dass man HIV-positiv ist. Die meisten fragen sich dann, weshalb sie nicht aufgepasst haben. Manche geben allerdings dem vermeintlich „kriminellen“ Sexpartner die Schuld. In solchen Fällen kann jemand, der Angaben zu seiner Sexualität im Internet veröffentlicht hat, ins Visier der Staatsanwaltschaft geraten, gerade dann, wenn es über das Netz zu einem schnellen Sexdate gekommen war. Ist im eigenen Profil vermerkt, dass man keinen Safer Sex praktiziert, oder begründen andere Informationen (verlinkte Profile oder „Clubs“ bzw. Gruppen) einen solchen Verdacht, ist es in Deutschland prinzipiell möglich, wegen schwerer Körperverletzung angeklagt zu werden. Ohnehin steht zu befürchten, dass die Strafverfolgungsbehörden in nicht allzu ferner Zeit versuchen werden, den Verursacher einer HIV-Infektion anhand genetischer Untersuchungen zu ermitteln. Nicht umsonst haben Krankenkassen bereits begonnen, HIV-Positive zu fragen, ob sie wüssten, wer sie infiziert habe.

Ein sorgloser Umgang mit Daten, die Aufschluss über die eigene HIV-Infektion geben, ist problematisch – nicht zuletzt angesichts gesundheitspolitischer Bestrebungen, das Solidarprinzip in der Krankenversicherung durch das Schuldprinzip zu ersetzen. In solch einem Fall könnte es durchaus passieren, dass Krankenkassen, sollten sie von einer selbstverschuldeten HIV-Infektion ausgehen, die Kosten für die Behandlung dem Patienten aufbürden. Und seit 2008 ist die sogenannte Chronikerregelung an die ärztlich bescheinigte „Therapietreue“ geknüpft.⁴ Doch was ist, wenn die Krankenkasse in Selbsthilfeforen oder anderen Patienten-Plattformen nachforscht, ob sich dort auch ihre Mitglieder austauschen – etwa darüber, wie sie es mit den Therapievorschriften tatsächlich halten?

⁴ Nach der Chronikerregelung müssen chronisch Kranke höchstens 1% statt normalerweise 2% ihrer Bruttoeinnahmen für anfallende Gesundheitskosten zahlen. Voraussetzung für diese Vergünstigung ist seit Januar 2008 die ärztlich bescheinigte *Therapietreue*.

Der Bürger im Visier des Staates

Was für einen Aufschrei gab es in den 1980er Jahren anlässlich der Volkszählung! Das Eindringen des Staates in die Privatsphäre der Bürger wurde im großen Maße boykottiert. Heutzutage werden Daten zu Haushaltseinkommen, Besitz von technischen Geräten, Familienstand, Hobbys und Interessen, Bankvermögen und Geburtstagen bedenkenlos ins Internet eingegeben. Mittlerweile gibt es Portale, die all diese Informationen ihrer User bündeln, und diese werden rege genutzt. Auch der Staat ist versucht, sich mit der Begründung der Terrorabwehr Zugriff auf viele dieser Daten zu verschaffen. Gerät ein Bürger in Verdacht, wird er überrascht sein, was Staatsanwaltschaften über ihn herausfinden können, ohne dass sie dazu seine Wohnung betreten. Ein paar verlinkte Bekannte, die das Bundeskriminalamt im Visier hat, ein paar harmlos gemeinte, aber missverständliche Formulierungen in selbst verfassten Texten – und schon sind die Onlinefahnder auf einer falschen Spur, was für die Betroffenen allerdings sehr unangenehm werden kann. Erstaunlich ist eigentlich nur, dass so viele Internetsurfer bereit sind, alle möglichen Informationen über sich preiszugeben.

Fundbüro Internet

55

Was ein Deutscher über 14 im Jahr 2008 in seinen vier Wänden über den Rechner ins Internet eingab, konnte, so die Statistik⁵, von etwa 65 Prozent seiner Nachbarn gelesen werden – von zu vielen also, um „anonym“ zu bleiben. Für ein- oder zweideutige Begriffe, die mit Drogengebrauch zu tun haben und in der Schwulenszene recht weit verbreitet sind, interessiert sich eventuell der Staat. Personalchefs überprüfen ihre Eindrücke gerne noch einmal mit einer Google-Suche. Freunde, mit denen man sich überworfen hat, schlachten digitale Daten für kleine Racheefeldzüge aus. Gewerbliche Anbieter interessieren sich für persönliche Daten im Netz, um gezielt auf Kundenfang zu gehen oder – wie im Falle von Versicherungen – die Risiken zu kalkulieren. Und heterosexistisch motivierte Kriminelle führt eine kurze Internet-Recherche relativ zielsicher zu potenziellen Opfern.

Das Internet ist eine wunderbare Sache. Ob Recherche, Onlinedates, Kommunikation oder einfach nur Vergnügen: es gibt tausende Möglichkeiten, sich dort auszutoben. Nur sollte man nie vergessen, dass die virtuelle Welt alles andere als anonym ist. Alle Spuren, die ich als User dort hinterlasse, sind irgendwo zuordenbar, und das Gedächtnis des weltweiten Netzes scheint unbegrenzt. Mit immer ausgefeilteren, für alle Nutzer verfügbaren Suchtechniken wird es immer einfacher, alle möglichen Informationen über Mitmenschen aus dem Internet herauszufiltern – aus harmlosen Gründen oder um damit Böses anzurichten.

⁵ <http://www.nonliner-atlas.de>



Prävention im Internet: Modellprojekt „Health Support“

57

Matthias Kuske

Bei Schwulen, Bisexuellen und anderen Männern, die Sex mit Männern haben (MSM), hat sich die Suche nach Sexkontakten in den letzten Jahren radikal verändert. Große Teile der schwulen Community gehen dazu – teilweise auch schon ausschließlich – ins Internet. Es bietet sich daher an, dieses Medium für die zielgruppenspezifische Prävention von HIV und anderen sexuell übertragbaren Infektionen (STIs) zu nutzen. Außerdem erleichtert das Internet den Zugang zu Gruppen, die sonst schwer erreichbar sind – z. B., weil sie die Schwulenszenen meiden oder weil es so etwas in ihren Regionen nicht gibt.

Die Aidshilfen haben auf diese Herausforderung reagiert, indem sie ihre seit Jahren erfolgreiche Vor-Ort-Arbeit in Schwulenszenen auf das Internet ausgedehnt haben. Im Jahr 2007 schließlich startete die Deutsche AIDS-Hilfe unter www.gayromeo.com das Kooperationsprojekt „Health Support“, das im Folgenden dargestellt werden soll.

Kommunikation im Medium Internet

Die Vor-Ort-Arbeit setzt in der Regel auf Personalkommunikation, sprich: das persönliche Gespräch. Und dies gilt ebenso für die Prävention im Internet. Eine Homepage, auf der eine Organisation ihre Arbeit darstellt und auf ihre Angebote in der realen Welt verweist, ist zwar sinnvoll und notwendig, weil sie so die Funktion einer Anlaufstelle erfüllt. Entscheidend im Internet ist jedoch, dass man die Nutzer genau dort anspricht, wo sie nach Sexdates suchen, also vor allem in Kontaktforen oder auch Chatrooms. Letztere spielen allerdings keine so große Rolle, da dort der *virtuelle* Sex im Vordergrund steht. Partner für *realen* Sex werden heute überwiegend in Kontaktforen wie GayRomeo oder GayRoyal gesucht.

Die Kommunikation im Internet unterscheidet sich allerdings erheblich von derjenigen außerhalb: Da das reale Gegenüber fehlt, erhalten die Beteiligten – der Ratsuchende und der Präventionist – kein umfassendes Bild vom jeweils anderen („Kanalreduktion“). Statt in einem dreidimensionalen Raum sitzen beide vor einem zweidimensionalen Monitor, zu Hause, im Büro, im Internetcafé oder mit dem Laptop im Flughafen – das reale Setting des Gegenübers ist nicht erfahrbar. Außerdem fühlen sich die User im Netz meist „anonymer“ als in der wirklichen Welt. Das kann die Präventionsarbeit erleichtern, weil sich die User Fragen zu stellen trauen, die sie in der Kneipe oder Sauna für sich behalten würden. Manche begegnen dem Medium allerdings auch mit Skepsis und Vorsicht aufgrund eigener negativer Erfahrungen mit „Fakern“ oder weil andere davon berichtet haben – das kann die Arbeit im Netz erschweren.

58

Faktoren einer gelingenden Internetprävention

Bei der Konzeption des Modellprojekts „Health Support“ und der Entwicklung medien- und zielgruppengerechter Präventionsstrategien haben wir auf der Basis der Erfahrungen, die in der Vor-Ort-Arbeit in Schwulenszenen gesammelt wurden, Rahmenbedingungen für eine angemessene und erfolgreiche Internetprävention herausgearbeitet.

Kooperation mit Betreibern von Kontaktportalen

In der Vor-Ort-Arbeit in Schwulenszenen hat sich gezeigt, dass für den Erfolg die Kooperation mit den Betreibern von Kneipen, Saunen oder Discos wesentlich ist. Für die Präventionsarbeit im Internet galt es daher, Betreiber von Kontaktportalen anzusprechen und sie vom Nutzen des Modellprojekts zu überzeugen. Dafür gewinnen konnten wir www.gayromeo.com, das führende Kontaktportal für schwule Männer in Deutschland und Europa, wodurch es möglich wurde, eine

hohe Anzahl von Männern, die im Internet auf der Suche nach (Sex-)Kontakten sind, direkt zu erreichen.

Die Präsenz und Gestaltung des Projekts wird durch den Community-Charakter dieser Plattform erleichtert, da neben dem eigentlichen „Präventionsgespräch“ zusätzliche Informationen zur Person des Beraters gegeben werden können (z. B. durch Fotos und persönliche Texte im Profil). Das wirkt sich positiv auf die Qualität des Angebots aus und erhöht seine Nachhaltigkeit – unseres Erachtens entscheidende Faktoren für eine gelingende Internetprävention. GayRomeo war von Anfang an fest in die Projektgestaltung eingebunden. Wissen, Erfahrung und Kooperationswille unseres Partners haben zum Erfolg von „Health Support“ erheblich beigetragen.

Kooperation mit Aidshilfen und Präventionsprojekten

Uns war und ist wichtig, dass das Modellprojekt von möglichst vielen Einrichtungen mitgetragen wird und von ihrem Wissens- und Erfahrungsschatz profitieren kann. In einer Arbeitsgruppe, der Aidshilfen, Präventionsprojekte, GayRomeo und die Online-Beratung der Aidshilfen (www.aidshilfe-beratung.de) angehörten, wurden daher gemeinsam die Rahmenbedingungen und Standards für die Internetprävention im Aidshilfe-Kontext erarbeitet.

Kooperation über Landesgrenzen hinweg

Die deutlichsten Grenzen im Internet sind Sprachgrenzen. Daher war von Anfang an klar, dass unser Online-Präventionsprojekt auf den deutschsprachigen Raum zielen und neben den Aidshilfen und Präventionsprojekten in Deutschland auch die in Österreich und der Schweiz einbinden sollte. Die Entwicklung, Durchführung und Begleitung des Modellprojekts erfolgte und erfolgt daher grenzübergreifend – angesichts unterschiedlicher Rahmenbedingungen eine zusätzliche Herausforderung. Außerdem stellten wir bald fest, dass sehr viele Anfragen auch aus anderen Ländern Europas und aus aller Welt und außerdem in verschiedenen Sprachen eintrafen. Die Internationalisierung und der Ausbau unseres Projekts – vor allem innerhalb Europas – ist daher eine wichtige Aufgabe der näheren Zukunft. Zahlreiche Präventionsorganisationen aus europäischen Ländern haben bereits Interesse an einer Beteiligung signalisiert.

Qualitätsentwicklung

Ein nachhaltiges und von den Usern breit akzeptiertes Internet-Angebot zu entwickeln, ist im „anonymen“ Medium Internet eine schwierige Aufgabe. Das Schaffen von Transparenz, der Erwerb von Medienkompetenz¹ und Sachkompetenz sowie die Qualitätssicherung nahmen in der Phase der Projektentwicklung daher brei-

¹ Mit Medienkompetenz wird die Fähigkeit bezeichnet, Medien und ihre Inhalte den eigenen Zielen und Bedürfnissen entsprechend effektiv zu nutzen.

ten Raum ein. Das Erarbeiten von Standards der Internetprävention und deren Etablierung bildeten dabei das Kernstück: Ohne ein solches Messinstrument und ohne die Zusicherung der am Projekt Beteiligten, ihre Arbeit danach auszurichten, ist eine qualitätsgesicherte Prävention im Netz nicht machbar. Die Standards gehörten denn auch zu den Voraussetzungen, die GayRomeo für eine Kooperation definiert hatte. Nach ähnlichen Vorgaben arbeitet man auch in der Online-Beratung der Aidshilfen – somit bleibt die spannende Frage, ob sich die gemeinsame Entwicklung von Standards der Online-Prävention auf die Präventionsarbeit in der realen Welt auswirken wird.

Kompetenzen des Internet-Präventionisten

Die Sicherstellung von Fachkompetenz, Vertraulichkeit und Zuverlässigkeit in der Internet-Prävention war eine der wesentlichen Errungenschaften des Modellprojekts. Sowohl der User als auch der Kontaktportal-Betreiber sollten sich informieren können, mit welcher Qualifikation die einzelnen Präventionisten im Netz beraten. Hilfreich bei der Qualitätsentwicklung in diesem Arbeitsfeld waren die Standards für www.aidshilfe-beratung.de. Die virtuelle Vor-Ort-Arbeit, das bestätigen auch die ersten Erfahrungen, unterscheidet sich von der Online-Beratung eigentlich nur durch ein weniger gesichertes Setting – und dadurch sind ihr auch Grenzen gesetzt. Eine gefragte Qualität des Internet-Präventionisten ist daher die Verweisungskompetenz: Er muss immer prüfen, ob das Präventionsgespräch noch dem Setting entspricht, und erkennen, wann er den User an ein anderes Beratungsangebot verweisen muss. In Kontaktportalen sind Beratungsstandards wie Anonymität oder professionelle Distanz schwieriger umzusetzen als im geschützten Rahmen der webbasierten und SSL-verschlüsselten Beratungsplattform www.aidshilfe-beratung.de.

Die virtuelle Vor-Ort-Arbeit bildet somit eine Schnittstelle zwischen der klassischen Präventionsarbeit und der Online-Beratung. Und wie die Erfahrung zeigt, sind die Anforderungen an die Internet-Präventionisten recht hoch. Die User-Anfragen sind oft sehr komplex und übersteigen dann die simple Frage-und-Antwort-Kommunikation. Neben Basiswissen zur peergestützten Präventionsarbeit sind Medienkompetenz in punkto Internet und fundierte Kenntnisse zu den Übertragungswegen von HIV und STIs notwendig, ebenso Fähigkeiten in den Bereichen persönliches Wissensmanagement, schriftliche Kommunikation, Weiterverweisung und Selbstreflexion. Ein Schwerpunkt des Projekts ist daher die Aus- und Fortbildung der Mitarbeiter, wobei Schulungen zur klassischen Vor-Ort-Arbeit und ein Seminar zum Thema „Medienkompetenz und Internetprävention“ obligatorisch sind. Außerdem müssen alle Präventionisten von einer Aidshilfe oder einem Präventionsprojekt betreut werden. Jährliche Treffen aller beteiligten Ein-

richtungen und Seminare runden das Qualifizierungsangebot ab. Darüber hinaus werden Erfahrungs- und Informationsaustausch sowie Fallbesprechungen auch internetgestützt ermöglicht: zum einen über regelmäßige Newsletter, zum anderen in einem internen Forum bei GayRomeo.

Gezieltes Interesse und hohe Akzeptanz

Das Modellprojekt „Health Support“ ging nach zweijähriger Vorbereitung am 1. Februar 2007 auf dem Kontaktportal von GayRomeo an den Start. Jede der beteiligten Organisationen erhielt dort ein spezielles Profil, das sich in Design, Texten und Bildern eindeutig von den anderen Profilen unterscheidet und alle beteiligten Mitarbeiter als versierte Präventionisten ausweist. Die Profile finden sich, nacheinander aufgelistet und als „online“ oder „offline“ gekennzeichnet, unter „Health Support“. Dieser Bereich ist sowohl über die Startseite als auch vom Kontaktportal aus leicht zugänglich, sodass die User immer wieder an Safer Sex erinnert werden. Seit Projektbeginn wurden immer wieder aktuelle Präventionsinfos per Rundmail „von Mutti“, also den GayRomeo-Betreibern, an alle deutschsprachigen User versandt oder direkt auf der Startseite von GayRomeo veröffentlicht wie z. B. der Beginn der DAH-Kampagne „ICH WEISS WAS ICH TU“ zum Welt-Aids-Tag 2008. Im Anschluss daran stiegen die Nachfragen bei den „Health Support“-Profilen vorübergehend an.

In den ersten Monaten konnten über 50 Präventionsprofile in das Projekt aufgenommen werden; bis Dezember 2008 waren es 69. Nach fünf Monaten Laufzeit hatten GayRomeo-Nutzer die Profile bereits knapp 30.000-mal aufgerufen; auf jedes Profil entfielen dabei 80–90 Aufrufe pro Monat. Im erstem Evaluationszeitraum (Februar bis Juni 2007) kam es zu 3.656 und im Jahr 2008 zu insgesamt etwa 7.800 Präventionskontakten, wobei jeweils nur die erste Anfrage eines Users gezählt und ausgewertet wurde. Bei vielen Kontakten wurden gleich mehrere Fragen gestellt. Außerdem folgte auf den Erstkontakt oft ein längerer Schriftwechsel mit Nachfragen oder weiteren Fragen. Jeder Kontakt umfasste durchschnittlich etwa vier User-Messages und ebenso viele Antworten der Präventionisten.

Im genannten Zeitraum waren die beteiligten Projekte insgesamt etwas mehr als 5.000 Stunden bei GayRomeo präsent; bis zum Jahr 2008 verdoppelte sich ihre Onlinezeit auf 13.972 Stunden. Die Zahl der Erstanfragen je Onlinestunde sank dagegen von anfangs 0,72 auf 0,56 im Jahre 2008. Dabei handelt es sich allerdings um Durchschnittswerte, denn die tatsächliche Anzahl der Anfragen ist je nach Tageszeit, Wochentag und weiteren Einflussfaktoren sehr unterschiedlich. Hier besteht im Projekt noch erheblicher Entwicklungsbedarf, um auch in Tagesrandzeiten, am Wochenende und in Zeiten mit hoher Userfrequenz eine gute Online-Präsenz zu erreichen. Zeiten mit hoher Userfrequenz sind freilich nicht immer vorhersehbar;

wenn dann auch noch Anfragen eingehen, die umfangreiche Recherchen und detaillierte Antworten erfordern, müssen die User unter Umständen informiert werden, dass man ihnen erst später antworten kann.

Etwa jeder achte Profilaufruf mündet in eine Präventionsfrage: ein deutlicher Beleg für das gezielte Interesse der GayRomeo-User am Thema HIV und STIs und die hohe Akzeptanz des „Health Support“ – und damit für die Notwendigkeit, zielgruppenspezifische Präventionsangebote und Informationen zu schwuler Gesundheit auch und gerade im Internet anzubieten. Dies wird durch die Ergebnisse einer GayRomeo-Umfrage ein halbes Jahr nach Projektstart² bestätigt, in der sich die User unter anderem auch zum Health Support äußern sollten. Die Frage, wie sie die Idee des Health Support finden, wurde wie folgt beantwortet:

sehr schlecht	98
schlecht	152
durchschnittlich	1.526
gut	7.068
sehr gut	7.367
keine Angabe	1.927

62

Ebenso positiv fielen die Antworten auf die Frage aus, ob man den Health Support bei Fragen zu Safer Sex und Gesundheit selbst nutzen würde:

nein	1.559
eventuell	4.501
wahrscheinlich	4.759
ja	6.037
keine Angabe	1.280

² Eine weitere Evaluation durch eine Userumfrage soll im Laufe des Jahres 2009 erfolgen.

Die Anfragen der User lassen sich folgenden Themenfeldern zuordnen (auch hier wurde jeweils nur der Erstkontakt erfasst):

	1. Halbjahr 2007	Jahr 2008
HIV/Aids	2.056 (56 %)	4.100 (54 %)
STIs	559 (15 %)	907 (12 %)
schwule Gesundheit	217 (6 %)	508 (7 %)
Hepatitis	208 (6 %)	237 (3 %)
Sonstiges	196 (5 %)	520 (7 %)
Regionalinfos	105 (3 %)	328 (4 %)
Irrläufer	181 (5 %)	785 (10 %)
schwule Identität/schwules Leben	125 (3 %)	226 (3 %)

Die Auswertung zeigt, dass sich die User neben dem Schwerpunkt HIV/Aids auch für andere sexuell übertragbare Infektionen interessieren. Syphilis und Feigwarzen stehen dabei im Vordergrund, wohingegen die Hepatitis eine eher geringere Rolle spielt. Deutlich unterrepräsentiert sind regionale Informationen; die Anfragen hierzu betreffen auch weniger die Schwulenszenen, sondern meist Test- oder Beratungseinrichtungen. Der fast zehnpromtente Anteil an „Sonstiges“ und „Irrläufer“ ist zum großen Teil dem Namen „Health Support“ geschuldet: Relativ häufig werden medizinische Fragen gestellt, die über unsere Präventionsarbeit hinausgehen. Dass der Begriff „health“ unter anderem ärztliches Fachwissen suggeriert, ist vor allem bei fremdsprachigen Anfragen aus dem Ausland festzustellen; für diese User ist der Peer-Ansatz unseres Projekts offenbar schwerer zu erkennen. Eine Reihe von Fragen betreffen außerdem den „User Support“ von GayRomeo, den man offensichtlich mit unserem „Health Support“ gleichgesetzt hat. Andererseits ermöglicht die Namensgebung Health Support aber auch viel mehr Kontakte als schwerer vermittelbare Begriffe wie Prävention.

Work in progress

Mit „Health Support“ wurde ein Internet-Angebot geschaffen, das von GayRomeo-Usern breit akzeptiert und intensiv genutzt wird. Das hohe Engagement der hier tätigen Präventionisten und das positive Feedback sowohl des Betreibers als auch der User unterstreichen die Attraktivität des Projekts. Dabei ist klar, dass es sich um „work in progress“ handelt. Die Einbindung weiterer Betreiber von Kontaktforen, die Internationalisierung des Projekts mit Schwerpunkt Europa, die Weiter-

entwicklung der Standards zur Internetprävention sowie die Aus- und Fortbildung der Präventionisten stehen derzeit im Vordergrund. Dabei ist und bleibt es unser Ziel, Schwulen, Bisexuellen sowie anderen Männern, die Sex mit Männern haben, zielgruppen- und mediengerecht die bestmöglichen Informationen zur HIV- und STI-Prävention zu bieten.



Vernetzt im Netz – *www.aidshilfe-beratung.de*

65

Werner Bock

Ein Leben ohne Internet ist heute kaum noch vorstellbar. Im Jahr 2008 hatten über 42 Millionen Deutsche Zugang zu diesem Kommunikationsmedium (Eimeren/ Frees 2008). Die Möglichkeiten seiner Nutzung scheinen grenzenlos. Egal ob es um die Jobsuche, die Buchung der nächsten Urlaubsreise oder die Anbahnung von Sexkontakten geht: wir *googeln* uns durch die virtuelle Welt.

Mittlerweile haben sich im Internet auch zahlreiche Beratungsangebote etabliert – es gibt so gut wie kein Gebiet, zu dem man sich nicht informieren oder beraten lassen könnte. Dass am Internet kein Weg vorbeigeht, haben auch die regionalen Aidshilfen verstanden. Einige von ihnen bieten schon seit etlichen Jahren Beratung per E-Mail an. Viele dieser Angebote entstanden quasi automatisch: Mit der eigenen Homepage im Netz kamen Anfragen von Ratsuchenden auch mit elektronischer Post.

Neuland Internet-Beratung zu HIV/Aids

Die Pioniere verfügten zwar über fachliches Wissen rund um HIV/Aids und andere (sexuell) übertragbare Krankheiten, ebenso über langjährige Erfahrung in der Face-to-Face-Beratung und am Telefon, aber es fehlte ihnen an speziellem Know-how für die Beratung im Netz, was viel Unsicherheit verursachte. Auch gab es sehr diffuse Vorstellungen über die Möglichkeiten und Grenzen dieser Beratungsform. Hinzu kam, dass aufgrund der stark schwankenden Anzahl von E-Mail-Anfragen die Planung der dafür erforderlichen zeitlichen Ressourcen schwierig war. Andererseits wird ja gerade das Internet mit schneller Information gleichgesetzt – entsprechend hoch waren und sind die diesbezüglichen Erwartungen der User. Anfangs war auch das Bewusstsein für den Datenschutz nicht sonderlich ausgeprägt, was häufig daran lag, dass man von den potenziellen Gefahren im *world wide web* schlichtweg nichts wusste. Die Gewährleistung von Datensicherheit und Transparenz für die Nutzer ist freilich auch mit relativ hohem zeitlichem, technischem und finanziellem Aufwand verbunden.

Alle Probleme, die das neue Beratungsmedium verursachte, ließen sich alleine – wenn überhaupt – nur schwer bewältigen. Was also lag näher, als sich zu einem gemeinsamen Projekt zusammenzuschließen und mit vereinten Kräften nach Lösungen zu suchen?

66

Das Kooperationsprojekt

Im Oktober 2005 ging www.aidshilfe-beratung.de an den Start. Daran beteiligt waren damals 20 Beraterinnen und Berater aus 13 regionalen Mitgliedsorganisationen, die im Verbund mit der Dachorganisation, der Deutschen AIDS-Hilfe e. V. (DAH), die Anfragen von Ratsuchenden zu HIV/Aids, Hepatitis und sexuell übertragbaren Krankheiten beantworteten. Inzwischen ist die Zahl der Onlineberater/innen auf 32 Haupt- und Ehrenamtliche angewachsen, und mit im Boot sind nunmehr 24 Aidshilfen aus ganz Deutschland.

Grundlage des Kooperationsprojekts ist ein gemeinsam ausgehandelter Vertrag, in dem sich jede beteiligte Aidshilfe verpflichtet, einen bestimmten Anteil der Anfragen zu bearbeiten. Die DAH als Dachverband ist verantwortlich für die Organisation, Verwaltung und Weiterentwicklung der virtuellen Beratungsstelle und schafft außerdem Angebote für die Qualifizierung und Weiterbildung der Onlineberater/innen.

Jeder Onlineberater ist einem Tagsteam zugeordnet. Jeweils fünf bis sieben Kolleg(inn)en regeln die Verteilung und Bearbeitung der täglich zentral eingehenden Anfragen. Allen Ratsuchenden wird garantiert, dass sie innerhalb von drei Werktagen eine Antwort erhalten – in der Regel geschieht dies noch am selben

oder nächsten Tag. Durch SSL-Verschlüsselung und eine webbasierte Beratungs-homepage kann den Ratsuchenden größtmögliche Datensicherheit garantiert werden.

Der Austausch über organisatorische und fachliche Fragen erfolgt im „Forum“, dem Intranet für alle am Projekt beteiligten Berater/innen. Jede/r kann hier unter verschiedenen Rubriken Beiträge und Fragen einstellen oder kommentieren und antworten. Auch Fallbesprechungen sind im Forum möglich. Bei technischen Problemen steht eine Administratorin zur Seite, für die Qualität der Beratung und die Vertretung der virtuellen Beratungsstelle nach außen ist der fachliche Leiter zuständig.

Das Gesamtteam trifft sich einmal pro Jahr zu einem zweitägigen Seminar, das einerseits dem Erfahrungsaustausch und der Fortbildung, andererseits der Weiterentwicklung des Angebots wie auch der Integration neuer Kolleg(inn)en ins Team dient. Alle Onlineberater/innen wählen fünf Vertreter in den „Koordinationskreis“. Dieser trifft sich zweimal jährlich, um die laufende Arbeit der virtuellen Beratungsstelle zu begleiten und das Treffen des Gesamtteams vorzubereiten.

Erfahrungen aus zwei Jahren Onlineberatung der Aidshilfen

67

Ein niedrigschwelliges Angebot der HIV-Prävention

Die Beratung im Internet kennt keine Öffnungszeiten – der User kann zu jeder Tages- und Nachtzeit seine Anfrage hinterlegen –, und der Zugang ist ohne großen Zeitaufwand von jedem Ort aus möglich. Pro Jahr gehen ungefähr 3.000 Anfragen bei www.aidshilfe-beratung.de ein. Ein Großteil von ihnen dreht sich um die Einschätzung des persönlichen Infektionsrisikos in verschiedenen Situationen und um den HIV-Test.

Den Ratsuchenden fällt es leicht, sich dem Berater anzuvertrauen, denn der anonyme Rahmen des Internets senkt die Scham- und Peinlichkeitsschwelle (van Well 2000). Für viele Menschen wird es überhaupt erst hier möglich, ihre Fragen, Probleme und Ängste zu äußern. Im Internet kommt es zu der paradoxen Situation von „Nähe durch Distanz“, wo ohne Not über Tabuthemen wie etwa Prostitution, ausgefallene Sexpraktiken oder riskante Verhaltensweisen gesprochen werden kann. Man kann davon ausgehen, dass Angaben zum persönlichen Risikoverhalten in der Onlineberatung eher der Wahrheit entsprechen als in der Face-to-Face-Beratung, wo sozial erwünschte Antworten eine größere Rolle spielen. Untersuchungen belegen, dass man bei E-Mails die größte Chance hat, von seinem Gegenüber nicht angelogen zu werden (Biever 2004) – ein entscheidender Vorteil gerade auch im Hinblick auf die HIV-Prävention: Anhand einer wahrheitsgetreuen, möglichst genauen Schilderung der Situation kann der Berater umso

besser abschätzen, ob ein Infektionsrisiko bestanden hat oder nicht. Ein Großteil der Anfragen kann daher auch durch eine einzige Mail geklärt werden.

In einem weiteren Punkt unterscheidet sich die Onlineberatung von den „klassischen“ Beratungsformen: Hier wird die Antwort niedergeschrieben und bleibt sozusagen „in der Welt“, statt im Äther zu verhallen. Dieser Umstand hat manche Kolleg(inn)en zunächst verunsichert, obwohl in der Onlineberatung die gleichen rechtlichen Bestimmungen gelten wie am Telefon oder im Beratungsraum. Das „Schwarz-auf-Weiß“ hat allerdings den Vorteil, dass es zur Präzision erzieht. Nicht selten nämlich erweisen sich Anfragen, die auf den ersten Blick „simpel“ zu sein scheinen, als ziemlich knifflig, wenn es ans Niederschreiben der Antwort geht: Man muss erfassen, worauf es dem Ratsuchenden ankommt, und dann eine klare, eindeutige Antwort formulieren. Aus diesem Grund ist die Onlineberatung auch relativ zeitaufwendig.

Das Schreiben kann aber auch bei den Ratsuchenden Positives bewirken. Sie müssen überlegen, was genau ihr Anliegen ist und wie sie es „zu Papier“ bringen wollen. Dadurch wird das Problem strukturiert – allein das kann schon entlasten. Das Schreiben ist ein aktiver Prozess: Noch bevor die Ratsuchenden mit einem Berater in Kontakt treten, setzen sie sich schon mit ihrem Problem auseinander und gewinnen dadurch eine gewisse Distanz dazu.

Wir erreichen wichtige Zielgruppen

Das Internet ermöglicht es, Menschen zu erreichen, die „klassische“ Beratungsangebote eher selten in Anspruch nehmen. Hier einige Zahlen aus der Evaluation unserer virtuellen Beratungsstelle:

- » Dass das Internet vor allem von jungen und somit sexuell aktiven Menschen genutzt wird, spiegelt sich auch bei www.aidshilfe-beratung.de wider: Fast 40 % der Ratsuchenden sind unter 25 und weitere 45 % zwischen 25 und 39 Jahre.
- » Über 70 % der Anfragen kommen von Männern. Auch dieser Wert ist als hoch einzustufen, denn bekanntlich nutzen Männer Beratungsangebote viel seltener als Frauen.
- » Mehr als ein Drittel der Anfragen stammt von schwulen und bisexuellen Männern. Das erstaunt nicht, denn verschiedene Untersuchungen belegen, dass das Internet von diesen Männern überdurchschnittlich häufig genutzt wird (Weatherburn u. a. 2003). In der Telefonberatung beträgt ihr Anteil dagegen nur 20 bis 25 %.
- » Jede fünfte Anfrage kommt aus Orten mit weniger als 10.000 Einwohnern, Orten also, in denen es weder Aidshilfen noch andere Beratungsstellen gibt.
- » Menschen mit HIV machen etwa 7 % der Ratsuchenden aus, An- und Zugehörige 5 %.

Von Migrantinnen und Migranten indes gehen sehr selten Anfragen ein, was sicher auch daran liegt, dass unsere Onlineberatung in Deutsch und nur in Ausnahmefällen in Englisch erfolgt. Eine Alternative wäre hier, in Erfahrung zu bringen, wo es Angebote ähnlicher Art gibt, um sie in den jeweiligen Migranten-Communities bekannt zu machen. Anfragen von deutschsprachigen Ratsuchenden erreichen uns dagegen aus der ganzen Welt: Thailand-Urlauber besuchen unsere Seiten ebenso wie deutsche Soldaten in Afghanistan oder Bundesbürger, die sich beruflich im Ausland aufhalten.

Qualifizierte Onlineberatung durch spezielle Kompetenzen

Onlineberatung oder „E-Therapy“, wie der US-Amerikaner John M. Grohol sie nennt, ist eine ganz eigene, in ihrem Wesen noch zu definierende Angebotsform, nicht etwa eine Kopie ihrer „Eltern“ Therapie und Beratung und auch keine Variante der Telefonberatung (Grohol 2001). Aber wie andere Methoden hat auch die Onlineberatung spezifische Vorteile und ebenso Grenzen. Anders als die Telefon- und Face-to-Face-Beratung steckt sie freilich noch in den Kinderschuhen – in diesem Feld gibt es noch nicht viel Erfahrung, Forschung und Literatur. Umso spannender ist es, in der Praxis Pionierarbeit zu leisten.

Die Beratung per E-Mail ist etwas Spezielles, folglich brauchen die hier Tätigen eine spezielle Schulung, die sie vor allem auch mit den Besonderheiten der digitalen Kommunikation vertraut macht. So fehlen hier soziale Begleitinformationen wie Aussehen, Mimik, Körpersprache, Sprechverhalten oder Stimmlage, die bei anderen Beratungsformen eine wesentliche Rolle spielen. Manche Mitarbeiter aus der Telefon- und Face-to-Face-Beratung bezweifelten daher, ob sich per Mail eine Beziehung zwischen Berater und Ratsuchendem überhaupt aufbauen lässt. Unsere Erfahrungen zeigen aber, dass dies sehr wohl möglich ist, wenn die Beratenden über entsprechende Kompetenzen verfügen. Dazu gehören vor allem

» **Lesekompetenz.** Gemeint ist die Fähigkeit, Texte unterschiedlicher Art hinsichtlich Aussage, Absicht, Sinnzusammenhang und formaler Struktur zu verstehen und in einen größeren Kontext einordnen zu können (Knatz 2005). Zur Verdeutlichung ein Beispiel aus der Praxis: Jemand möchte wissen, welches die ersten Symptome einer HIV-Infektion sind und wo man sich umgehend testen lassen kann. Anfragen dieser Art kommen nicht selten von Menschen, die eigentlich gar kein HIV-Risiko hatten, aber unter einem schlechten Gewissen leiden – z. B. aufgrund eines Seitensprungs oder Bordellbesuchs –, was sich dann in körperlichen Symptomen manifestiert. Mit etwas Routine können Berater/innen schon aus der Formulierung der Frage wichtige Hinweise entnehmen. So ist z. B. eine detailversessene Anfrage häufig ein Indikator dafür, dass sich hinter dem Verfasser ein sehr ängstlicher Mensch oder ein sogenannter Aidsphobiker verbirgt.

- » **Schreibkompetenz.** Wer schriftlich berät, muss sich in seiner Aussage beschränken und dabei bestimmte Regeln einhalten (Knatz 2005). Es gilt, dem Ratsuchenden zu vermitteln, dass sein Anliegen verstanden wurde, und ihm eine angemessene Antwort zukommen zu lassen. Dabei kommt es nicht nur auf Sachwissen und sprachliche Korrektheit an, sondern auch auf das „zwischen den Zeilen“ Mitgeteilte. So melden uns Ratsuchende nicht selten zurück, wie entlastend es für sie ist, dass wir nicht moralisieren, so etwa, wenn es um die Nutzung sexueller Dienstleistungen geht.

Ein gemeinsames Bewusstsein für Qualität

Qualitätsentwicklung war von Anfang an ein wichtiger Aspekt unseres Kooperationsprojekts. Bevor es an den Start ging, einigten sich die beteiligten Aidshilfen auf verbindliche Qualitätsstandards, die unter das Motto „Vertraulichkeit, Verlässlichkeit, Kompetenz“ gestellt wurden.

„Vertraulichkeit“ meint den Schutz der persönlichen Daten von Ratsuchenden. Wir gewährleisten ihn durch technische Vorkehrungen:

- » Eine SSL-Verschlüsselung verhindert, dass Daten während der Übertragung gelesen oder manipuliert werden können.
- » Alle Anfragen und Antworten werden auf einem gesicherten Server hinterlegt. Dieses „webbasierte Mailing“ verhindert, dass Datenspuren hinterlassen werden.
- » Alle Rechner, an denen unsere Berater/innen arbeiten, sind durch Kennworte vor unbefugtem Zugriff geschützt.
- » Die Ratsuchenden werden auf unserer Homepage auf die Vorteile anonymisierter Mailadressen hingewiesen. Sämtliche Daten werden nur anonymisiert erfasst und sicher verwahrt.

Da es im Internet viele unseriöse Seiten gibt, halten wir es für besonders wichtig, dass unser Beratungsangebot für die Nutzerinnen und Nutzer transparent ist. Unsere Homepage www.aidshilfe-beratung.de informiert deshalb über die Art und die Verfügbarkeit des Angebots, über uns als Anbieter, über die Qualität der Dienstleistung und die Finanzierung des Projekts.

Die Onlineberatung ist in das Gesamt-Beratungskonzept der Aidshilfen eingebettet. An die hier Tätigen werden die gleichen fachlichen Anforderungen gestellt wie an die Kolleginnen und Kollegen in der Telefon- und Face-to-Face-Beratung. An den Beratungsrechnern arbeiten ehren- und hauptamtliche Aidshilfe-Mitarbeiter/innen, die vor Aufnahme ihrer Tätigkeit dafür geschult wurden und mindestens zwölf Monate telefonisch oder face to face beraten haben. Wer online beraten will, muss außerdem an einer Einführung in die Beratungssoftware teilnehmen und das DAH-Seminar „E-Mail-Beratung in Aidshilfen“ belegen, in dem die Grundlagen der digitalen Kommunikation vermittelt und zentrale Aspekte der

Datensicherheit erörtert werden – es entspricht damit den Standards der „Deutschen Gesellschaft für Onlineberatung“. Darüber hinaus sind alle Onlineberater/-innen in die Beraterteams ihrer regionalen Aidshilfe eingebunden, dem auch die Kolleg(inn)en der Telefon- und Face-to-Face-Beratung angehören. Hier bieten sich ihnen Möglichkeiten für Erfahrungsaustausch, Fortbildung und Supervision oder Intervention.

Die laufende Beratungsarbeit im Netz wird durch einen fachlichen Leiter begleitet. Dass er sowohl die Anfragen als auch die Antworten einsehen kann, war anfangs für manche Berater/innen befremdlich. Heute dagegen wird dies als eine Chance wahrgenommen, denn aus den Beraterantworten filtert der Leiter Themen für die gemeinsame Diskussion im Forum. So wird sichergestellt, dass die Onlineberater/innen gemäß den gemeinsamen Standards „mit einer Zunge sprechen“.

Sensibilität in Sachen Datensicherheit

Der Umgang mit Beratungsanfragen bedarf besonderer Sorgfalt. Der Datenschutzbeauftragte der Bundesregierung stellt dazu fest: „Mit seiner Beratungsanfrage übermittelt der Ratsuchende in der Regel hochpersönliche Daten. Eine unverschlüsselte E-Mail ist hierfür kein geeignetes Mittel. Die Anbieter müssen dabei Maßnahmen zum Schutz der Privatsphäre ihrer Nutzer ergreifen“ (Weichert 2005). Inzwischen hat sich das Bewusstsein unserer Berater/innen in Sachen Datenschutz bereits recht gut entwickelt, vor allem auch deshalb, weil wir das Thema immer wieder „auf den Tisch“ bringen, so etwa im Rahmen von Fortbildungen oder im Infobrief für Berater/innen, wo wir regelmäßig praktische Tipps geben, wie ein sicherer Umgang mit Daten gewährleistet werden kann.

Durch die Neuregelung des Gesetzes zur Telekommunikationsüberwachung im Herbst 2007 wurde auch die breite Öffentlichkeit auf das Thema Datenschutz aufmerksam. Trotz der Proteste von unterschiedlichster Seite, denen sich auch die DAH angeschlossen hatte, wurde das Gesetz verabschiedet. Ob das Gesetz, das die Speicherung der Verbindungsdaten sämtlicher Telefongespräche, E-Mails und Internetaktivitäten für sechs Monate ermöglicht, einer gerichtlichen Überprüfung standhält, bleibt abzuwarten.

Vernetzung eröffnet Chancen

Die Mitarbeiter/innen der Onlineberatung sind sowohl in die Beraterteams vor Ort als auch in das bundesweite Team der virtuellen Beratungsstelle eingebunden. Diese Form der Vernetzung ist sehr effektiv, gerade wenn es um Qualitätsentwicklung in der HIV-Prävention geht: Das lokale Wissen fließt in das bundesweite Angebot ein, und die hier gewonnenen Erfahrungen fließen wieder in die regio-

nen Teams zurück. Die Mitarbeiter/innen der Onlineberatung identifizieren sich sehr stark mit dem Projekt und bestätigen immer wieder, wie wichtig ihnen der Austausch mit Fachkollegen ist.

Durch die Anfragen der Ratsuchenden können wir uns einen guten Überblick darüber verschaffen, welche Anliegen und Probleme gerade aktuell sind. Und hierüber erfahren wir auch, wo für die Mitarbeiter/innen Fortbildungsbedarf besteht. Auf diesem Weg kam beispielsweise ein Workshop zum Thema „Prostitutionskunden in der Beratung“ zustande, der auf große Resonanz stieß, oder das Seminar „Aids-Ängstliche und Aids-Phobiker“, das auch Telefon- und Face-to-Face-Berater(inne)n offensteht. Von den Erfahrungen und Erkenntnissen aus der Onlineberatung können also auch andere Aidshilfe-Mitarbeiter/innen profitieren.

Die in eine gemeinsame virtuelle Beratungsstelle gesetzten Hoffnungen haben sich erfüllt. Das Angebot wird sowohl von den Nutzer(inne)n als auch den Kolleg(inn)en sehr geschätzt. Man kann davon ausgehen, dass das Internet eine immer wichtigere Rolle in der HIV-Prävention spielen wird. Mit ihrer schon jetzt bemerkenswerten Internetpräsenz sind die Aidshilfen, Landesverbände und der DAH-Dachverband gut für die Zukunft gerüstet.

Literatur

Biever 2004

Biever, C.: People lie more on the phone than by email. Zum Herunterladen unter www.newscientist.com/article/du4663-people-lie-more-on-the-telephone-than-by-email.htm

Grohol 2001

Grohol, J. M.: Best Practices: e-therapy. Clarifying the Definition. Zum Herunterladen unter <http://psychcentral.com/best/best5.htm> (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Knatz 2005

Knatz, B.: Rat und Hilfe aus dem Internet – Die Beratung per Mail. Standards und Herausforderungen. Zum Herunterladen unter www.e-beratungsjournal.net/ausgabe_0105/knatz.pdf (letzter Zugriff: 12.02.2009)

van Eimeren/Frees 2008

van Eimeren, B./Frees, B.: Internetverbreitung: Größter Zuwachs bei Silver Surfern. Zum Herunterladen unter www.br-online.de/br-intern/medienforschung/onlinenutzung/onlinestudie

van Well 2000

van Well, F.: Psychologische Beratung im Internet. Bergisch Gladbach: E. Ferger Verlag 2000

Weatherburn u. a. 2003

Weatherburn, P./Hickson, F./Reid, D.: Net benefits. Gay men's use of the internet and other settings where HIV preventions occur. Bezugsadresse unter www.sigmaresearch.org.uk/files/report2003b.pdf (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Weichert 2005

Weichert, T.: Unabhängiges Landeszentrum für Datenschutz Schleswig-Holstein, Tätigkeitsbericht 2004, Kap. 7.5. Zum Herunterladen unter www.datenschutzzentrum.de/material/tb/tb27/ka07.htm (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Die Suche nach Sex im Internet¹

Ausgewählte Ergebnisse einer Literaturrecherche

(Stand: Juli 2007)

Michael Bochow und Stefanie Grote

Daten zur Internetnutzung

Verbreitung/Nutzungsraten

Insbesondere seit dem Ende der 1990er Jahre ist die Nutzung des Internets stark angestiegen. Die *Arbeitsgemeinschaft Online Forschung* berichtet 2007, dass Ende des Jahres 2006 in Deutschland ca. 38 Millionen Menschen über 14 Jahre das Internet nutzen, das sind 58 % der Bevölkerung über 14 Jahre (AGOF 2007). Der Siegeszug des Internets wird in den USA u. a. erklärt durch die „drei a“ anonymity (Anonymität), accessibility (Zugänglichkeit) und affordability (Erschwinglichkeit) (Cooper 1998, Cooper u. a. 2002). Mit der wachsenden Verbreitung des Internets haben sich die demographischen Merkmale der Internetnutzer hinsichtlich der Alters- und der Geschlechterverteilung denen der Gesamtbevölkerung in Deutschland immer

¹ Die Literaturrecherche diente der Vorbereitung des vorliegenden Bandes: Sie sollte wichtige Eckdaten liefern, Themen identifizieren und häufig geäußerte Thesen überprüfen.

mehr angenähert: Ende 2006 sind 55 % aller Internetnutzer männlich, 45 % weiblich (AGOF 2007, vgl. auch TNS Infratest 2005). In der jüngeren Altersgruppe der 14- bis 19-Jährigen lässt sich kaum noch ein Geschlechterunterschied feststellen: hier sind 85 % der jungen Männer und 84 % der jungen Frauen online (TNS Infratest 2005). Nach der KidsVerbraucherAnalyse 2006 nutzen bereits 46 % der Kinder im Alter zwischen 6 und 13 Jahren das Internet, wobei auch in dieser Altersgruppe der Anteil von Jungen und Mädchen annähernd gleich ist: 24 % der Jungen und 22 % der Mädchen sind häufig im Internet (KidsVerbraucherAnalyse 2006).

Im europäischen Vergleich liegt Deutschland 2006 mit einer Internet-Nutzungsrate von ca. 60 % im Mittelfeld, die skandinavischen Länder nehmen mit über 70 % (Dänemark, Schweden 77 %, Finnland 75 %, Norwegen 73 %) einen Spitzenplatz in der Internetnutzung ein. Großbritannien weist mit 69 % ebenfalls eine höhere, Frankreich dagegen mit 55 % eine geringere Internetnutzungsrate als Deutschland auf; in den USA sind es 76 % (BITKOM 2007).

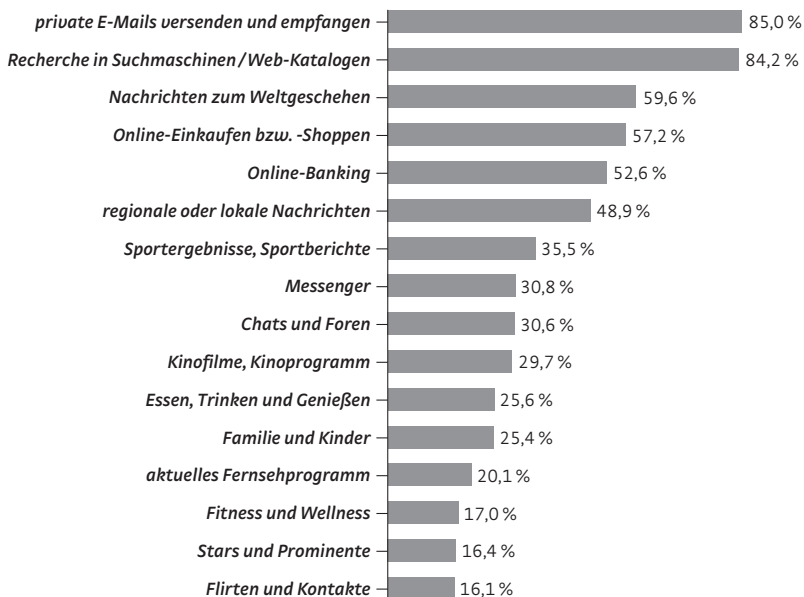
Einigkeit besteht in der Literatur weitgehend darüber, dass schwule Männer besonders intensive Nutzer des Internets sind. Dies gilt nicht nur für Kontaktseiten, die sexuelle Interessen bedienen, sondern auch für die vielfältigen Angebote des Internets insgesamt (Wilke 2004). Die in den herangezogenen Untersuchungen ermittelten Nutzungsraten schwanken zwischen 40 und 80 Prozent der befragten schwulen Männer (ausführlicher siehe S. 83 ff.).

Nutzungsschwerpunkte allgemein

Nutzungsschwerpunkte des Internets liegen in Deutschland im Versenden und Empfangen von elektronischen Nachrichten und der Informationsbeschaffung durch Web-Recherchen sowie dem Empfangen und Betrachten von Nachrichten. Einen nicht unerheblichen Anteil machen darüber hinaus Online-Shopping und Online-Banking aus. In dieser Rangfolge kommt dem Bereich Flirten und Kontakte nur ein geringer Stellenwert zu (siehe Abbildung 1).

Abb. 1: Themenbereiche der Internetnutzung in Deutschland
 Quelle: AGOF 2007 (Befragungszeitraum: Oktober bis Dezember 2006)

Basis: 73.430 Befragte mit gelegentlicher oder häufiger Nutzung des Internets in den letzten drei Monaten vor der Befragung



Lesebeispiel: 59,6 % aller Internetnutzer nutzen mindestens gelegentlich Nachrichten zum Weltgeschehen.

Nutzungsschwerpunkte bei heterosexuellen Männern, heterosexuellen Frauen und homosexuellen Männern

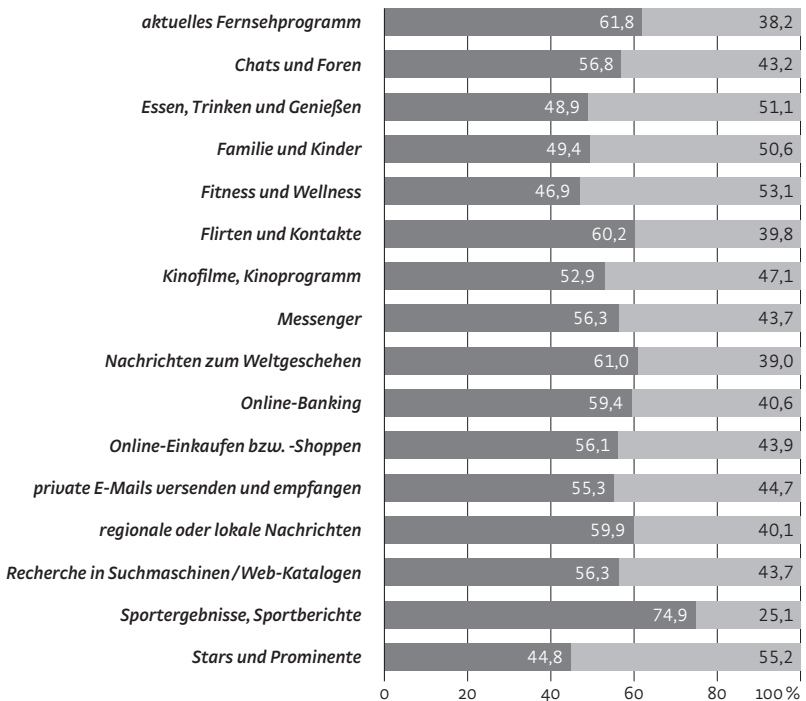
Männer und Frauen nutzen das Internet zu unterschiedlichsten Zwecken (vgl. PEW Internet Project 2000, Bross 2005, Cooper u. a. 2002). Ein wichtiges Ergebnis in diesem Zusammenhang: Frauen nutzen das Internet häufiger, um E-Mails zu schreiben (vgl. u. a. Jackson u. a. 2001; siehe auch Fuller 2004). Schwule Männer scheinen es häufiger als heterosexuelle Männer zur Suche nach Sexkontakten zu nutzen; Letztere benutzen es wiederum häufiger als heterosexuelle Frauen zu diesen Zwecken (vgl. Bolding u. a. 2005 und 2006, Kim u. a. 2001, McFarlane/Bull/Rietmeijer 2000, McFarlane u. a. 2004). Lediglich eine Studie aus Schweden kommt (bei Berücksichtigung aller sexuellen Orientierungen) zu einem annähernd gleichen Prozentsatz von männlichen und weiblichen Sexsuchenden im Internet (Daneback u. a. 2007).

Bei Betrachtung der geschlechtsspezifischen Nutzungsschwerpunkte (vgl. Abbildung 2) lassen sich einige „typische Männer-Umfelder“ erkennen, also solche, in denen die männlichen Nutzer klar dominieren. Dazu gehören Themen wie Sport, Fernsehen, Nachrichten sowie Flirten und Kontakte. Dagegen werden Bereiche wie Stars und Prominente oder Fitness und Wellness sowie Essen, Trinken und Genießen mehrheitlich von Frauen genutzt.

Abb. 2: Themenbereiche der Internetnutzung nach Geschlecht

Quelle: AGOF 2006 (Befragungszeitraum: Oktober bis Dezember 2005)²

Basis: 99.295 Befragte mit gelegentlicher oder häufiger Nutzung des Internets in den letzten drei Monaten vor der Befragung



Lesebeispiel: Zur Information über das aktuelle Fernsehprogramm wird das Internet zu 61,8% von Männern und zu 38,2% von Frauen mindestens gelegentlich genutzt.

² Entsprechende Übersichten aus dem Berichtszeitraum IV-2006 (AGOF 2007) geben nur einen Ausschnitt der Themenfelder an; insbesondere fehlen dort die Angaben zur geschlechtsspezifischen Nutzung des Bereichs Flirten & Kontakte. Die Werte zu den Geschlechteranteilen in den aufgeführten Themenbereichen unterscheiden sich nur marginal zwischen den beiden betrachteten Berichtszeiträumen.

Das Internet: Fluch oder Segen?

Wie bei allen technischen Neuerungen wurde (und wird) auch mit Blick auf das Internet diskutiert, ob bei intensiver Nutzung eher die als positiv oder eher die als negativ eingeschätzten Folgen überwiegen. Im Vordergrund stehen dabei die Auswirkungen der Internetnutzung auf die Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen (soziologisch ausgedrückt: die Muster sozialer Kommunikation und Interaktion).

Negative Auswirkungen

Vor allem US-amerikanische Forscher haben früh die Vermutung geäußert, das Internet führe zu einer Verarmung an kommunikativen Fähigkeiten, zu einer Vereinseitigung und emotionalen Entleerung von Kommunikation, zu einer Verminderung von Einfühlungsvermögen und Ähnlichem. Da zunächst vor allem Jüngere das Internet nutzten, wurde die Gefahr des Heranwachsens einer Generation von sozial und kommunikativ gestörten Menschen beschworen.

In einem knappen Überblick zum Diskussionsstand in den USA um die Jahrtausendwende zitieren Shaw und Gant (2002) zwei charakteristische Veröffentlichungen, die plastisch die damaligen Befürchtungen zum Ausdruck bringen: „The web’s dark side: In the shadows of cyberspace, an ordinary week is a frightening time“³ (Mannix u. a. 2000) und „Caught in the Net: how to recognize signs of Internet addiction and a winning strategy for recovery“⁴ (Grohol 2000). In diesem Zusammenhang tauchen bestimmte Topoi der konservativen Kulturkritik mit Blick auf die negativen Auswirkungen des Fernsehens aus den 1960er Jahren wieder auf, und analog zur Alkohol-, Drogen- oder Spielsucht wird die Gefahr einer Internet-Sucht beschworen. Darüber hinaus haben Cooper und andere Autoren frühzeitig auch ein angeblich durch das Internet mitverursachtes oder zumindest gefördertes zwanghaftes sexuelles Verhalten thematisiert (Cooper 1998, Cooper u. a. 1999, Cooper u. a. 2002).

Britische und australische Sozialwissenschaftler dagegen haben diese Sicht der Dinge frühzeitig scharf kritisiert: „The net is currently being constructed as a social space dominated by stalkers, pedophiles, bug chasers, pornographers, lying husbands and barebacking gay men“ (Hurley 2003, 5f).⁵

Positive Auswirkungen

Eine Reihe von Autoren betont den instrumentellen Charakter des Internets. Ausschlaggebend sei die Fähigkeit, eigene Bedürfnisse und Ziele kritisch zu reflek-

3 etwa: „Die dunkle Seite des Webs: Im Schatten des Cyberspace ist eine ganz normale Woche etwas Beängstigendes“

4 etwa: „Gefangen im Netz: Wie man Anzeichen für Internet-Sucht bemerkt – und eine gute Strategie, davon loszukommen“

5 etwa: „Das Netz wird derzeit als Sozialraum konstruiert, der von Stalkern, Pädophilen, Bugchasern, Pornographen, lügenden Ehemännern und Barebacking betreibenden schwulen Männern dominiert wird.“

tieren. Die Nutzer integrierten das Netz je nach Bedürfnisstruktur in ihre Kommunikationsstrategien; für dabei auftauchende Probleme sei nicht das Internet verantwortlich zu machen, sondern die soziale, kommunikative, kognitive und affektive Kompetenz des Individuums. Léobon und andere betonen, dass sich Internet und andere soziale Räume der Kommunikation wechselseitig ergänzten, sei dies nun zu Zwecken der Geselligkeit, der Bildung, der Information oder sexueller Begegnungen (Léobon u. a. 2005). Hervorgehoben wird die Erweiterung der kommunikativen Möglichkeiten der Nutzer und Nutzerinnen: Die leichte Zugänglichkeit und der hohe Verbreitungsgrad des Internets ermöglichten in unaufwendiger Weise die Vernetzung von Personen mit gleichen Interessen (unterschiedlichster Art) auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene. Gegen die These der Kommunikationsverarmung führen Léobon und andere die kommunikative Opulenz (Überfluss) des Internets ins Feld (Léobon u. a. 2005, 31). Ähnlich argumentieren die Autoren des PEW Internet Project am Beispiel der Nutzung des Netzes für die E-Mail-Kommunikation: E-Mails intensivierten den Kontakt zu Freunden, zur Familie und zu Kollegen und böten Gelegenheit, das bestehende soziale Netz zu erweitern. Als Ergebnis ihrer Studie heben die Autoren hervor, dass Personen, die viele Mails schreiben, auch viele Face-to-Face-Kontakte haben (PEW Internet Project 2000). Demzufolge führe das Netz nicht zu einer kommunikativen Verarmung, sondern zu einer Bereicherung.

Das 2006 erschienene Schwerpunktheft des Forschungsjournal *Neue Soziale Bewegungen* zum Thema *Neue Bewegungen im Internet* (Reißmann/Rhode/Ulrich 2006) illustriert, wie vielfältig die Nutzung des Internets auch im politischen Raum ist: Nicht nur die traditionellen politischen Parteien, auch Nichtregierungsorganisationen und andere Teile der Zivilgesellschaft nutzen das Netz für ihre politischen und sozialen Ziele.

Im Rahmen ihrer langjährigen Analysen der reichhaltigen US-amerikanischen Literatur zur Nutzung von Internetseiten für sexuelle Interessen sagten Cooper und andere eine durch das Internet beförderte „sexuelle Revolution“ voraus: „This widespread interest in sexual content on the Internet might be catalyzing the next sexual revolution“ (Cooper u. a. 2002, 106). In einem anderen Artikel behaupteten Cooper und andere Autoren, Sex stelle das meistgesuchte Themengebiet im Internet dar (Cooper u. a. 2000, 530). Diese Einschätzung wurde jedoch bald in einer Reihe von Beiträgen als unzutreffend kritisiert: Der Stellenwert sexueller Interessen und des „E-Dating“, also der Anbahnung von Kontakten im Netz, werde überschätzt, die Bedeutung der geselligen Aspekte unterschätzt – in Deutschland wurde diese These schon früh etwa von Döring vertreten (Döring 1999 und Döring 2003).

Die Bedeutung des Internets für schwule Männer

Einigkeit besteht darüber, dass der Anteil derjenigen, die im Internet nach Cybersex und Sexkontakten suchen, bei schwulen Männern höher ist als bei heterosexuellen Männern und Frauen (vgl. Bolding u. a. 2005 und 2006, Benetsch/Kalichman/Cage 2002, Chiasson u. a. 2006, Elford/Bolding/Sherr 2001, Hospers u. a. 2005, Hurley 2003, Kim u. a. 2001, Léobon u. a. 2005, McFarlane/Bull/Rietmeijer 2000, Rietmeijer/Bull/McFarlane 2002). Chiasson und andere verweisen in einer Zusammenfassung der (im Wesentlichen) anglo-amerikanischen Literatur auf eine ganze Reihe von Studien, wonach Männer, die Sex mit Männern haben (MSM), „eifrige Nutzer“ (avid users) der Möglichkeiten zum Datan und zum Verfolgen anderer sexueller Interessen im Internet seien (Chiasson u. a. 2006, 74–75). Sie heben auch hervor, dass es nach wie vor nur wenige Studien zum Verhalten von heterosexuellen Frauen und Männern gebe, die sich online treffen (Chiasson u. a. 2006, 74). Die große Mehrheit der vorliegenden Studien basiert auf quantitativen Online-Erhebungen. Davis u. a. berichten über Interviews mit schwulen Männern im Großraum London, die das Internet für ihre sexuellen Interessen nutzten. Sie liefern aufschlussreiche Ansätze zur Analyse von Selbstpräsentation und Identitätskonstruktion im Netz sowie der Aushandlungsprozesse, die im Chatroom erfolgen (Davis u. a. 2006a und 2006b).

Verdrängt das Internet traditionelle Wege der Kontaktaufnahme?

Ungeklärt bleibt, ob das Internet bei schwulen Männern andere Wege der Suche nach Sexualpartnern verdrängt oder lediglich einen zusätzlichen Weg der Kontaktaufnahme darstellt – nach dem Motto: „Schwule tun, was sie immer tun, und das jetzt auch unter Zuhilfenahme des Internets“:

Britische Forscher haben auf der Basis von Daten, die bei Befragungen von MSM in England gewonnen wurden⁶, eine Typologie der Nutzung unterschiedlicher „sex venues“⁷ vorgestellt (Weatherburn/Hickson/Reid 2003). Die Autoren unterscheiden zwischen

- » Männern, die bei den traditionellen Rekrutierungsorten von Sexualpartnern bleiben (vor allem Bars und Clubs, aber auch Saunen, öffentliche Toiletten, Parks und andere Orte; 29 % der Befragten),
- » Männern, die zusätzlich zu den traditionellen Rekrutierungswegen das Internet nutzen, um Sexualpartner zu finden (31 %),
- » Männern, die überwiegend über das Internet nach Sexkontakten suchen (24 %), und
- » Männern, die Bars und Clubs und das Internet (nicht aber Orte des flüchtigen Sex) meiden (16 %).

⁶ Diese Befragungen wurden 2001 und 2002 sowohl „offline“ als auch online durchgeführt: Fragebogenaktionen vor allem im Rahmen der Gay-Pride-Veranstaltungen in London und anderen englischen Großstädten erbrachten etwa 10.000 Datensätze, der Online-Rücklauf ergab 4.305 auswertbare Fragebögen.

⁷ etwa: Sex-Treffpunkte, hier: Orte/Wege der Anbahnung sexueller Kontakte

Aufgrund der seit der Befragung (2001/2002) weiter gestiegenen Internetnutzung unter MSM dürfte der Anteil der Männer, die überwiegend über das Internet nach Sexkontakten suchen, mittlerweile größer sein. Vergleichbare und aktuellere Studien in Ländern mit intensiver Internet-Nutzung durch schwule Männer, die sowohl auf online als auch auf offline gewonnene Stichproben zurückgreifen können, konnten leider nicht ermittelt werden. Sie wären ein dringendes Desiderat für zukünftige Forschung.

Führt das Internet zu psychischer Verelendung?

Viele US-amerikanische Artikel betonen – wie schon erwähnt – die Gefährdungen durch das Internet – Pornographie, Förderung der Sexsucht, sexueller Missbrauch usw. (vgl. u. a. Cooper 1998, ebenso Artikel aus feministischer Perspektive wie Leiblum 2001, Morahan-Martin/Bryant/Smithfield 2000, McCormick/Leonard 1996; eine kritische Auseinandersetzung damit liefert u. a. Döring 2003, eine Übersicht über die US-Literatur bieten Shaw/Gant 2002). Briten und Australier dagegen heben eher die Vorzüge des Internets hervor. Dabei steht die Aufnahme von Kontakten zu potenziellen Sexualpartnern mit den gewünschten sexuellen Vorlieben nicht zwingend im Vordergrund. Verschiedene Autoren betonen, dass für viele Internetnutzer das Interesse an Geselligkeit oder die Kontaktaufnahme mit Partnern, die bestimmte kulturelle Interessen oder Hobbys teilen, wesentlich bedeutsamer seien. Für schwule Männer sei das Internet darüber hinaus auch deshalb von besonderem Interesse, weil es leicht und anonym zugängliche Informationen biete, die beim Coming-out behilflich sein können, und ebenso Adressen von Spezialisten für verschiedenste Problemlagen wie z. B. Psychotherapeuten, Ärzte, schwule Seelsorger, Anwälte, Schuldnerberater und anderes mehr. Diese Perspektive wird mit besonderem Nachdruck in der Studie von Murphy u. a. (2004) eingenommen, die auf Erhebungen unter schwulen Männern in Sydney and Melbourne zurückgreift. Andere Autoren betonen die Vorzüge des Internets für MSM, die in dünn besiedelten Regionen oder in Klein- und Mittelstädten leben und in den Vor-Internet-Zeiten große Probleme hatten, Kontakte mit Gleichgesinnten aufzunehmen. Für Männer, die ihre gleichgeschlechtliche Orientierung nicht offen leben können oder wollen, biete das Netz ebenfalls eine Reihe von Möglichkeiten, die außerhalb von Großstädten mit einer großen Teilpopulation von Homosexuellen bislang in dem Maße nicht gegeben waren (vgl. Ross/Tikkanen/Mansson 2000, Léobon u. a. 2005).

Ist das Internet „Motor“ der HIV-Epidemie?

Die große Zahl von Artikeln über die Nutzung des Internets durch MSM für sexuelle Interessen ist dadurch zu erklären, dass sie zu den am stärksten durch HIV und Aids bedrohten und betroffenen Gruppen gehören. Die Lebenswelten schwu-

ler Männer und anderer MSM in den verschiedenen (west-)europäischen Ländern wurden daher bislang fast ausschließlich auf der Basis der für die Präventionsforschung zur Verfügung gestellten Mittel erkundet. Dass lesbische Frauen kaum von HIV und Aids betroffen sind, hat demgegenüber zur Folge, dass die großen Wiederholungsbefragungen schwuler Männer, die seit den 1980er Jahren z. B. in Deutschland, Frankreich und Großbritannien durchgeführt werden, keine Entsprechungen für die Zielgruppe der lesbischen Frauen haben – ihre Lebenswelten bleiben sehr viel weniger erforscht als die schwuler Männer.

Die dem Internet unterstellte Verstärker-Funktion bei der Vermittlung von Sexkontakten ist seit Ende der 1990er Jahre in den Aufmerksamkeitshorizont der HIV-Prävention geraten (in den USA und anderen englischsprachigen Ländern früher als auf dem europäischen Kontinent). Hier stehen sich zwei Denkschulen gegenüber:

Auf der einen Seite wurde und wird immer wieder die Gefahr heraufbeschworen, die Leichtigkeit und Geschwindigkeit der Realisierung von Sexkontakten über das Internet sei ein „Motor“ der Promiskuität homosexueller Männer und damit der HIV-Epidemie, sodass ein sprunghafter Anstieg der HIV-Infektionen zu erwarten sei. Unterstellt wird den Personen, die Sex über das Internet suchen, sie verhielten sich per se risikoreicher als Personen, die nicht auf dieses neue Medium zurückgreifen (z. T. kritisch referierend Halkitis/Parsons 2003, McFarlane/Bull/Rietmeijer 2000, Tewksbury 2003).

Befragungen (vor allem schwuler Männer) aus Großbritannien, Australien, Frankreich und den Niederlanden (Bolding u. a. 2005, Elford/Bolding/Sherr 2000, Elford 2003, Hospers u. a. 2005, Hurley 2003, Léobon u. a. 2005, Murphy u. a. 2004, Weatherburn/Hickson/Reid 2003), aber auch aus den USA vermitteln ein anderes oder zumindest differenzierteres Bild. Stichwortartig lassen sich die Ergebnisse folgendermaßen zusammenfassen:

» Bei der Suche nach Sexpartnern wird ein „Partner-Sorting“ bzw. „-Matching“ betrieben, das Risiken eher mindert als vergrößert (Dawson u. a. 2005, Halkitis/Parsons 2003, Tewksbury 2003). Im anglo-amerikanischen Sprachraum hat sich für den Aushandlungsprozess mit dem Ziel, einen Sexualpartner mit dem gleichen Serostatus⁸ zu finden, um präventive Vorkehrungen überflüssig zu machen, der Begriff „Serosorting“ herausgebildet. Dieser Aushandlungsprozess findet aber keineswegs durchgängig statt, wie viele Studien belegen (eine nützliche Zusammenfassung bieten Chiasson u. a. 2006). Keine seriöse Studie konnte jedoch bisher belegen, dass ein signifikanter Anteil von schwulen Männern existiert, der sich absichtlich mit HIV infizieren will („Bug-Chaser“⁹) oder andere infizieren will („Gift-Giving“¹⁰; vgl. dazu insbesondere Dawson u. a. 2005).

8 hier: HIV-Positive, suchen HIV-Positive, HIV-Negative (oder Ungetestete) suchen HIV-Negative

9 etwa: „Wanzen-jäger“ bzw. „Bazillen-jäger“; gemeint ist HIV

10 etwa: Geschenkmachen, wobei das „Geschenk“ hier HIV ist

- » Die „Ertragsmöglichkeiten“ der Suche nach Sexualpartnern über das Internet scheinen überschätzt zu werden. Eine niederländische Untersuchung erbrachte 2003, dass die befragten schwulen Männer, die Sexkontakte über das Internet suchten, in den sechs Monaten vor der Befragung über diesen Weg im Durchschnitt drei Partner fanden (Hospers u.a. 2005) – ein Schnitt, der in einer Millionenstadt mit großer schwuler Population mühelos an einem Wochenende beim Besuch „traditioneller Sexorte“ wie einer Sauna oder eines Darkrooms zu erreichen ist. Laut einer französischen Erhebung aus demselben Jahr, die nach spezialisierten und allgemeinen Internet-Sites unterschied, fanden Befragte, die über ein „Bareback“¹¹-Portal nach Sex suchten, in den sechs Monaten vor der Befragung im Durchschnitt 20 Sexualpartner, jene, die über SM/Bondage-Sites suchten, 11, und Männer, die über nicht spezialisierte Sites suchten, neun Partner (Léobon u.a. 2005, 24).
- » Einige Sozialwissenschaftler kritisieren, dass bei vielen Analysen des Internetgeschehens Phantasien wörtlich genommen würden und Virtuelles eins zu eins als Reales ausgegeben werde (vgl. z. B. Hurley 2003, 3).
- » Bolding und andere kamen in ihrer in London durchgeführten Studie zwar zu dem Schluss, dass Männer, die im Internet nach Sexpartnern suchten, mit einer höheren Wahrscheinlichkeit ungeschützten Analverkehr mit einem Gelegenheitspartner mit unterschiedlichem Serostatus hatten, und gaben als eine mögliche Erklärung an, dass Männer mit hoher Risikobereitschaft möglicherweise eher das Internet für die Sexsuche nutzen als andere. Zugleich betonten sie aber, dass bei „Internet-Sexsuchern“ die Wahrscheinlichkeit für solche Risikokontakte auch bei offline gefundenen Sexpartnern gleich hoch war – die Erklärung scheine darin zu liegen, dass die meisten Internet-Sexsucher in der Studie zugleich auch Offline-Sexsucher seien. Ihre Daten könnten also nicht zur Unterstützung der These herangezogen werden, dass das Internet per se ein Risiko einer HIV-Übertragung darstelle (vgl. Bolding u.a. 2005, 967¹²).
- » Zu einem ähnlichen Ergebnis kam eine US-amerikanische Studie mit 113 Probanden, die für einen Monat Tagebücher führten (Mustanski 2007). Vor dieser Studie befragte Mustanski über Internetseiten zudem 3.260 schwule Männer zu ihrer Partnerrekrutierung online und offline. Der Vergleich der Internet-Befragung und der Tagebuch-Studie ergab, dass bei den Online-Befragten ausgeprägteres Risikoverhalten mit einer höheren Anzahl von Sexualpartnern, die über Internetseiten gefunden wurden, assoziiert war. In der Tagebuch-Studie

11 „Barebacking“ bezeichnet ursprünglich das Reiten ohne Sattel; im Zusammenhang mit der HIV-Prävention steht es für den „programmatischen“ Sex ohne Kondom.

12 „As a group, men who looked for sex through the Internet were more likely to report UAI [unprotected anal intercourse, M. B.] with a non-concordant casual partner than other men. One explanation for this may be that high risk men are more likely to use the Internet to look for sex than other men. Yet Internet-sex-seekers were no more likely to report high risk sex with their online than with their offline partners. The explanation seems to lie in the fact that most of the Internet-sex-seekers in our study looked for sex both online and offline. Our data do not ... support the suggestion that the Internet, per se, creates a risk for HIV transmission.“

hingegen trat Risikoverhalten häufiger mit Partnern auf, die über andere Kontaktwege gefunden wurden. Die Daten sprächen dafür, dass „risikobereite“ Männer das Internet als Instrument zur Sexpartnersuche nutzten, und nicht dafür, dass die Online-Partnersuche zu Risikoverhalten führe (Mustanski 2007, 822).¹³

- » Léobon und Frigault betonen die Vielfältigkeit der Internetportale und die damit verbundene Unterschiedlichkeit der Nutzer. Ihre 2004 in Frankreich durchgeführte Online-Erhebung unter MSM dokumentiert diese Unterschiede auch im Hinblick auf das Eingehen von Risikokontakten: Ungeschützten Analverkehr in den sechs Monaten vor der Befragung geben 89 % der Männer an, die ihre Sexualpartner über ein französisches Bareback-Portal fanden, 29 % der Männer, die über ein auf Bondage/SM spezialisiertes Portal auf Sexpartnersuche gingen, und 24 % der Männer, die nicht spezialisierte Portale aufsuchten (Léobon/Frigault 2007, 96).

In Deutschland waren bis zum Jahre 2006 mit einer Ausnahme keine empirischen Daten zum Risikoverhalten von MSM, die über Internetseiten Sexualpartner suchen, verfügbar. Die 2003 im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) durchgeführte Befragung von MSM, die erstmals nicht nur über wichtige Monatsmagazine für Schwule, sondern auch über ausgewählte Internetseiten erfolgte, erbrachte keine Unterschiede im Ausmaß des Risikoverhaltens zwischen den online und offline erreichten Männern (über die Printmedien wurde ein Rücklauf von 2.261 Fragebögen erreicht, über die Online-Befragung 2.489; Bochow/Wright/Lange 2004, 8). Bei getrennter Betrachtung der Online- und der Offline-Stichprobe (scheinbar) bestehende Unterschiede verschwanden, wenn die unterschiedliche Altersstruktur der beiden Stichproben berücksichtigt wurde: Im Online-Sample waren 61 % der Befragten jünger als 30 Jahre, im Offline-Sample 20 %.

Internet, Sex und HIV-Prävention bei MSM: Drei deutsche Befragungen aus dem Jahr 2006

Im Jahre 2006 erfolgten kurz hintereinander drei (auch oder ausschließlich online durchgeführte) Befragungen von MSM, auf die hier abschließend eingegangen werden soll:

GayRomeo Sexcheck 2006

Den Auftakt machte im Frühjahr 2006 eine Befragung der User von www.gayromeo.com, die in Zusammenarbeit mit der Deutschen AIDS-Hilfe maßgeblich von Tobias Milbrett durchgeführt wurde (GayRomeo/DAH 2006). Der Rücklauf betrug insgesamt 56.896 auswertbare Fragebögen (das entsprach damals mehr als jedem

¹³ „These data suggest that men who engage in high-risk sex with other men use the internet as a tool for meeting sexual partners, not that meeting partners online causes high risk sex.“

siebten Mitglied des Portals) und war damit der höchste Rücklauf, der bis dato in einer Internetbefragung einer bestimmten Bevölkerungsgruppe in Deutschland erzielt wurde. Die meisten Befragungsteilnehmer antworteten aus Deutschland (45.661); der Anteil der Befragten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz betrug insgesamt 89 %.

Die GayRomeo-Befragung bestätigte einige Ergebnisse der schon erwähnten US-amerikanischen und französischen Studien:

- » Ein knappes Drittel der Befragten (31 %) gab als wichtigen Grund für die Nutzung des Portals die Suche nach Sexkontakten an. Am zweithäufigsten wurde das Motiv genannt, den Kontakt zu Freunden aufrechtzuerhalten (27 %). Wichtig waren ferner der Wunsch, neue Freunde zu finden (24 %), und der Wunsch, einen Partner zu finden (13 %). Auch wenn das Portal in der (schwulen) Öffentlichkeit stark mit dem Verfolgen sexueller Interessen assoziiert wird, sind also auch soziale Interessen (Geselligkeit, Freundschaftsnetzwerke) stark vertreten.
- » Die Erhebung dokumentierte auch eine nach wie vor ausgeprägte Orientierung an den Safer-Sex-Normen: 69 % der Befragungsteilnehmer gaben an, beim Analverkehr mit männlichen Sexualpartnern immer oder fast immer ein Kondom zu benutzen, nur 20 % gaben an, nie oder nur selten ein Kondom zu benutzen. In der Befragung wurde nicht zwischen Sexualkontakten mit dem festen Partner und mit anderen Partnern unterschieden. Nimmt man den regelmäßigen Kondomgebrauch als „groben“ Risiko-Indikator, so zeigt sich hier ein ähnliches Ausmaß an Risikoverhalten wie in der BZgA-Befragung aus dem Jahr 2003: Dort gaben 30 % der Befragten an, mindestens einen Risikokontakt (definiert als ungeschützter Analverkehr mit einem Partner mit unbekanntem oder anderem Serostatus) in den 12 Monaten vor der Befragung eingegangen zu sein (Bochow/Wright/Lange 2004).
- » In der GayRomeo-Erhebung wurde explizit nach der Strategie des Serosorting gefragt, also der Suche nach Sexualpartnern mit gleichem HIV-Status. 47 % der Befragten gaben hierzu an, in den 12 Monaten vor der Befragung bei der Suche nach Sexualpartnern bewusst Serosorting betrieben zu haben: Bei den negativ Getesteten gab die Hälfte an, nach ebenfalls negativ getesteten Partnern gesucht zu haben, bei positiv Getesteten hatte ein Drittel nach Partnern mit dem gleichen Serostatus gesucht.

Als Fazit der Studie wird in der Zusammenfassung von GayRomeo (2006) vermutet, dass Internetnutzer sich hinsichtlich ihrer Einstellungen und Verhaltensweisen nicht besonders von der schwulen Community insgesamt unterscheiden. „Barbacking“ bzw. das bewusste Eingehen von Risiken spielen diesen Ergebnissen zufolge bei HIV-Infektionen eine weit geringere Rolle als fragwürdige Risikoeinschätzungen und Risikominderungsstrategien vor allem bei jüngeren Befragten

unter 30 Jahren; eine wichtige Rolle spielt hier häufig die Unkenntnis des eigenen Serostatus (ausführlicher hierzu siehe Milbrett 2006).

Kontaktseitenbefragung des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB)

Wie schon erwähnt, wird seit Ende der 1990er Jahre die Frage diskutiert, ob bei Sexualkontakten, die über Internetseiten angebahnt werden, in geringerem Umfang präventive Vorkehrungen in Hinblick auf HIV-Übertragungen erfolgen als bei andernorts angebahnten Kontakten. Zur Klärung dieser und anderer Fragen beauftragte das Bundesministerium für Gesundheit das Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung mit einer Erhebung zum „Umgang mit HIV-Übertragungsrisiken bei Nutzern und Nutzerinnen von Kontaktseiten im Internet“, die im Frühjahr 2006 durchgeführt wurde. Eine ausführliche Zusammenfassung dieser Studie findet sich im Beitrag von Bochow, Grote und Schmidt (S. 25 ff.), an dieser Stelle soll daher nur kurz auf sie eingegangen werden: Auf acht ausgewählten Kontaktseiten (vier für heterosexuelle Frauen und Männer, vier für MSM) wurde per Banner auf einen Online-Fragebogen verwiesen, der im März und April 2006 geschaltet war. Die Befragung erbrachte Fragebögen von 3.764 Männern, die (überwiegend) Sex mit Männern haben (MSM), von 505 bisexuellen Männern sowie von 511 heterosexuellen Männern und 93 Frauen.

- » Auch in dieser Befragung zeigte sich, dass das Internet vielen Kontaktseitennutzern (55% aller Befragten) zur Information über HIV/Aids dient; dieser Anteil lag bei MSM mit 61% deutlich höher als bei heterosexuellen Männern (32%) und bei Frauen (33%).
- » Bei internetangebahnten Sexkontakten war der Anteil derjenigen, die sich einem HIV-Ansteckungsrisiko aussetzten (Expositionsrisiko durch ungeschützten Anal- oder Vaginalverkehr zwischen HIV-negativen Männer und Frauen und Personen mit unbekanntem oder diskordantem Serostatus ohne durchgängigen Kondomgebrauch), bei MSM und heterosexuellen Männern annähernd gleich (25% bzw. 21%). Bei anders angebahnten Sexualkontakten war dieser Anteil bei MSM und heterosexuellen Männern mit 19% bzw. 16% kleiner. (Aufgrund zu geringer Fallzahlen lassen sich für Frauen keine sinnvollen Prozentwerte berechnen, die Größenordnung ist jedoch ähnlich.)
- » Der Anteil der HIV-positiven Männer, die das Risiko eingingen, HIV an Personen mit unbekanntem oder diskordantem Serostatus weiterzugeben (Transmissionsrisiko), war bei MSM deutlich höher als bei heterosexuellen Männern (6% gegenüber 0,4% bei online gefundenen, 6% gegenüber 0% bei offline gefundenen Partnern/Partnerinnen). Dieser Umstand hängt mit der deutlich höheren HIV-Verbreitung bei MSM im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung zusammen.

- » Risikoverhalten der Befragten ist mit bestimmten Faktoren assoziiert, wobei sich die beobachtbaren Tendenzen bei den vier oben genannten Untergruppen gleichen, die Gruppengröße jedoch nur bei MSM für eine nach Merkmalen geschichtete Betrachtung ausreicht. In einer logistischen Regressionsanalyse zeigt sich, dass sowohl (höhere) Partnerzahl als auch der (häufigere) Konsum von Drogen unabhängige Einflussgrößen im Zusammenhang mit dem Eingehen sexueller Risiken sind, während der Effekt der Altersgruppe von diesen beiden Faktoren überlagert wird. Die Unterschiede bei den Anteilen von Personen mit riskanten Sexualkontakten zwischen online und offline angebotenen Sexkontakten sind wesentlich auf Unterschiede in der Partnerzahl zurückzuführen.
- » Der Anteil derjenigen befragten MSM, die Risikoverhalten angaben, war mit 34 % (online und offline zusammengefasst) ähnlich hoch wie in der BZgA-Befragung schwuler Männer aus dem Jahr 2003 und der KABAStI-Studie von 2006 (siehe dazu den folgenden Abschnitt): In diesen beiden MSM-Befragungen betrug der Anteil der Teilnehmer, die ungeschützten Analverkehr mit Partnern mit unbekanntem oder diskordantem Serostatus im Jahr vor der Befragung angaben, 30 % (BZgA-Befragung; vgl. Bochow/Wright/Lange 2004) bzw. 35 % (KaBaStI; vgl. Schmidt/Marcus/Hamouda 2007).

KABAStI-Studie des Robert Koch-Instituts (RKI)

Im Juni 2006 führte das Robert Koch-Institut im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit eine umfangreiche Querschnittsstudie zu Wissen, Einstellungen und Verhalten von Männern mit gleichgeschlechtlichem Sex in Deutschland durch (Knowledge, Attitudes, Behaviour as to Sexually Transmitted Infections: KABAStI). Studienteilnehmer wurden dabei zum einen über das Internet gewonnen, zum anderen über ärztliche Praxen mit einem hohen Anteil homo- und bisexueller Patienten. Insgesamt konnten 6.833 Fragebögen ausgewertet werden, 87 % davon wurden online ausgefüllt.

Die Autoren fassen ihre wichtigsten Ergebnisse wie folgt zusammen (vgl. Schmidt/Marcus/Hamouda 2007, 5–7):

- » **Wissen:** Das Wissen über sexuell übertragbare Infektionen hängt zum einen vom Bildungsstand, zum anderen von der persönlichen Betroffenheit ab. Am besten informiert sind sexuell aktive Männer zwischen 30 und 44 Jahren. Über HIV und Syphilis wissen sexuell aktive Männer besser Bescheid als über sexuell übertragbare Infektionen (STIs) mit weniger gravierenden Auswirkungen (z. B. Genitalherpes, Feigwarzen und Chlamydien). Symptome von sexuell übertragbaren Infektionen sind wenig bekannt. Auch das Risiko, sich beim eindringenden Analverkehr mit Syphilis, Gonorrhö und Chlamydien zu infizieren, wird von MSM unterschätzt. Das Internet ist eine wichtige Quelle für Informationen zu

STIs. Die Internetpräsenz der Deutschen AIDS-Hilfe wurde Mitte 2006 allerdings nur von einem geringen Teil der befragten MSM genutzt.

- » **Einstellungen:** Ihr allgemeines Risiko, sich bei sexuellen Kontakten mit einem sexuell übertragbaren Erreger zu infizieren, schätzen MSM vor allem anhand der Anzahl unterschiedlicher Partner und der Häufigkeit ungeschützten Analverkehrs ein. Das Verschwinden von Symptomen setzen gerade junge Männer (unter 30 Jahren) oft mit dem Verschwinden der Infektion gleich, sodass sie häufig keine ärztliche Diagnostik und Behandlung in Anspruch nehmen. Das Sprechen über STIs scheint in hohem Maße schambesetzt zu sein: Viele MSM – gerade in Kleinstädten – können mit ihrem Arzt oder ihrer Ärztin nicht über Sex sprechen, schon gar nicht über gleichgeschlechtlichen. In den einkommensschwachen Schichten, zu denen auch viele Männer mit HIV gehören, stellt die Praxisgebühr eine weitere Hürde dar.

Die allgemeine Zustimmung zu Safer Sex ist bei MSM anhaltend hoch, insbesondere auch in den jüngeren Altersgruppen. Einige HIV-Positive und gerade auch einige jüngere HIV-negativ Getestete versuchen jedoch, die Gefahr einer HIV-Übertragung statt durch konsequente Kondombenutzung dadurch abzuwenden, dass sie nach Sexualpartnern mit demselben Serostatus suchen. Bei dieser in der Sozialepidemiologie als Serosorting bezeichneten Strategie (vgl. auch S. 81), so geben die KABAStI-Autoren jedoch zu bedenken, müsse berücksichtigt werden, dass die Kommunikation über den Serostatus häufig nicht gelingt bzw. dass anstelle von Kommunikation häufig der (nicht aussagekräftige) Augenschein, Vertrauen oder (möglicherweise irrtümliche) Annahmen den Ausschlag gäben. Die Daten von KABAStI zeigen, dass die Verantwortung für das Offenlegen des Serostatus oft dem Sexualpartner überlassen wird. Ein nicht unbedeutender Anteil der HIV-Negativen scheint zu glauben, sich durch Festlegung auf die „aktive“ Rolle beim Analverkehr (plus Verzicht auf Ejakulation im Rektum) auch ohne Kondom vor HIV schützen zu können.

- » **Verhalten:** Etwa die Hälfte der von den KABAStI-Autoren befragten MSM lebte als Single, die andere Hälfte zu etwa gleichen Teilen in offenen und geschlossenen festen homosexuellen Partnerschaften. Je länger diese Partnerschaften andauern, desto häufiger finden sexuelle Kontakte auch außerhalb der Beziehung statt (in beiden Punkten besteht eine hohe Übereinstimmung mit den Ergebnissen der BZgA-Befragung von 2003; siehe Bochow/Wright/Lange 2004). Da die Wahrscheinlichkeit, sich mit einem sexuell übertragbaren Erreger zu infizieren, in erster Linie von der Anzahl sexueller Partner abhängt, weisen MSM mit HIV oder anderen STIs in der Vorgeschichte vergleichsweise höhere Partnerzahlen auf. Der wichtigste „Ort“ für die Suche nach Sexpartnern ist für MSM das Internet (70 %); dies gilt auch für offline rekrutierte Teilnehmer und solche, die älter als 44 Jahre sind. Das Internet als „Ort“ der Partnersuche führt

wiederum dazu, dass Sexualpartner insofern an Anonymität verlieren, als eine erneute zielgerichtete Kontaktaufnahme – anders als bei anonymen Kontakten in der Sauna oder im Darkroom – möglich ist.

Etwa jeder fünfte zuletzt HIV-negativ getestete Teilnehmer hatte im Jahr vor der Befragung keinen Analverkehr (weder innerhalb noch außerhalb von festen Beziehungen). Der Verzicht auf Analverkehr bei Sexkontakten außerhalb fester Beziehungen scheint keine relevante Risikominderungsstrategie zu sein (wie dies noch in den BZgA-Befragungen in den 1990er Jahren zu beobachten war; siehe z. B. Bochow 1997 und 2001). Stattdessen gibt es Hinweise dafür, dass HIV-negative MSM verstärkt die eindringende Position beim Analverkehr als „Alternative“ zum Kondomgebrauch nutzen.

35% aller Teilnehmer gaben an, im Jahr vor der Befragung ungeschützten Analverkehr mit einem Partner gehabt zu haben, dessen HIV-Serostatus sie nicht kannten. Regelmäßiger ungeschützter Analverkehr war innerhalb fester Beziehungen häufiger als bei Sexkontakten mit anderen Partnern, vor allem bei HIV-negativ Getesteten. Die Bereitschaft zu Safer Sex war bei den befragten MSM anhaltend hoch: 87% der Befragten gaben an, ein Kondom „zu Hause oder in der Tasche“ zu haben. Es schein jedoch eine Reihe von Situationen oder Bedingungen zu geben – so die Autoren –, in bzw. unter denen das Kondom beim Analverkehr weggelassen wird; dazu gehöre auch vermutete Sero-konkordanz.

Schlussbemerkungen

Die vorgestellten deutschen Studien aus dem Jahr 2006 dokumentieren übereinstimmend, dass das Internet als Medium der Gesundheitsförderung gut geeignet ist. Allein die Tatsache, dass sich in Deutschland mit Abstand nur weniger Monate jeweils Tausende von MSM an drei aufeinander folgenden Befragungen beteiligten, ist hierfür ein Indiz. US-amerikanische, britische und australische Autoren heben in diesem Zusammenhang hervor, dass das Internet eine ideale Plattform für unaufwendige Präventionsarbeit darstellen könne – unter der Bedingung, dass die Botschaften und die Formen ihrer Verbreitung wohl überlegt (medizinisch zugespitzt: nicht zu „invasiv“) seien.

Australische und französische Autoren (Léobon 2005, Hurley 2003) haben zwar gleichzeitig auf Probleme hingewiesen, die sich (zumindest in westeuropäischen Ländern, Nordamerika und Australien) bei Gesundheitskampagnen für schwule Männer stellten – unter anderem Sättigungseffekte durch die Fülle der im Laufe der Jahre produzierten Print- und anderen Materialien zur HIV- und STI-Prävention: Hatten diese Medien, nicht zuletzt wegen ihres „erotisierten“ Designs, Ende der 1980er Jahre noch einen großen Neuigkeitswert (Materialien der Deutschen

AIDS-Hilfe oder des englischen Terence Higgins Trusts z. B. wurden von schwulen Männern in ganz Europa gesammelt), ist in den 1990er Jahren ein Gewöhnungsprozess eingetreten, unter denen auch Präventionsangebote im Internet leiden (hier stellt sich das Problem einer doppelten Übersättigung: der an Informationen und der an Erotisierung), und immer noch gilt, dass sich leichter für Unterwäsche als für Gesundheit werben lässt (Hurley 2003, 4 f.).

Dennoch lassen sich über dieses Medium Männer, die Sex mit Männern haben (insbesondere jene, die sich nicht als schwul definieren), leichter ansprechen als über Printmedien (vgl. etwa Ross u. a. 2000), was sich auch in allen drei vorgestellten deutschen Studien aus dem Jahre 2006 zeigt. Unter bestimmten Voraussetzungen scheinen schwule Männer also für präventive Ansprache im Netz offen zu sein: Notwendig sei, so heben vor allem britische und australische Autoren hervor, unaufdringlich aufzutreten und jeden Eindruck von Bevormundung und Indoktrination zu vermeiden.

Für die HIV-Prävention ist das Internet damit also eher Segen als Fluch, eher Traum als Alptraum – es sei denn, „unkontrollierter“ Sex zwischen Männern wird per se als Alptraum gesehen: „But the Internet is only a nightmare, if any (uncontrolled) sex between men is constructed as a nightmare“ (Weatherburn/Hickson/Reid 2003, 2).

Literatur

AGOF 2007

Arbeitsgemeinschaft Online Forschung (AGOF): internet facts 2006-IV, im Internet unter: <http://www.agof.de/index.605.html> (letzter Zugriff: 12.02.2009)

AGOF 2006

Arbeitsgemeinschaft Online Forschung (AGOF): internet facts 2005-IV, im Internet unter: <http://www.agof.de/index.605.html> (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Benetsch/Kalichman/Cage 2002

Benetsch, E., Kalichman, S., Cage, M.: Men who have met sex partners via the internet. Prevalence, predictors and implications for HIV prevention. In: *Archives of Sexual Behaviour*, 31, 177–183

BITKOM 2007

Bundesverband Informationswirtschaft Telekommunikation und neue Medien e. V. (BITKOM): Daten zur Informationsgesellschaft. Status quo und Perspektiven Deutschlands im internationalen Vergleich. Edition 2007, im Internet unter: http://www.bitkom.org/files/documents/Daten_zur_Informationsgesellschaft_2007.pdf (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Bochow 2001

Bochow, M.: Schwule Männer, AIDS und Safer Sex. Neue Entwicklungen. Eine Befragung im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung/Köln. AIDS-Forum DAH, Bd. 40. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe 2001

Bochow 1997

Bochow, M.: Schwule Männer und AIDS. Eine Befragung im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung/Köln. AIDS-Forum DAH, Bd. 31. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe 1997

Bochow/Wright/Lange 2004

Bochow, M., Wright, M., Lange, M.: Schwule Männer und Aids: Risikomanagement in Zeiten der sozialen Normalisierung einer Infektionskrankheit. AIDS-Forum DAH, Bd. 48. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe 2004

Bolding u. a. 2005

Bolding, G., Davis, M., Hart, G., Sherr, L., Elford, J.: Gay men who look for sex in the Internet: is there more HIV/STI risk with online partners? In: *AIDS*, 19, 961–968

Bolding u. a. 2006

Bolding, G., Davis, M., Hart, G., Sherr, L., Elford, J.: Heterosexual men and women who seek sex through the Internet. In: *International Journal of STD & AIDS*, 17, 530–534

Bross 2005

Bross, A.: Gender and information and communication technologies (ICT) anxiety: male self assurance and female hesitation. In: *CyberPsychology & Behavior*, 8(1), 21–31

Chiasson u. a. 2006

Chiasson, M. A., Parsons, J. T., Tesoriero, J. M., Carballo-Diequez, A., Hirschfeld, S., Remien, R. H.: HIV Behavioral Research Online. In: *Journal of Urban Health*, 83(1), 73–85

Cooper 1998

Cooper, A.: Sexually compulsive behaviour. In: *Contemporary Sexuality*, 32, 1–3

Cooper/McLoughlin/Campbell 2000

Cooper, A., McLoughlin, I., Campbell, K. M.: Sexuality in Cyberspace: Update for the 21st Century. In: *CyberPsychology & Behavior*, 3(4), 521–536

Cooper u. a. 2002

Cooper, A., Morahan-Martin, J., Mathy, R. M., Maheu, M.: Toward an increased understanding of user demographics in online sexual activities. In: *Journal of Sex & Marital Therapy*, 28, 105–129

Cooper u. a. 1999

Cooper, A., Boies, S. C., Maheu, M., Greenfield, D.: Sexuality and the Internet. The next sexual Revolution. In: Muscarella, F., Szuchman, L. (Eds.): *The psychological science of sexuality. A research based approach*. New York: Wiley 1999, 519–545

Daneback/Mansson/Ross 2007

Daneback, K., Mansson, S. A., Ross, M. W.: Using the Internet to find offline sex partners. In: *Cyberpsychology & Behavior*, 10(1), 100–107

Davis u. a. 2006

Davis, M., Hart, G., Bolding, G., Sherr, L., Elford, J.: Sex and the Internet: gay men, risk reduction and serostatus. In: *Culture, Health and Sexuality*, 8(2), 161–174

Dawson u. a. 2005

Dawson, A. G., Ross, M. W., Henry, D., Freeman, A.: Evidence of HIV-transmission risk in barebacking men-who-have-sex-with-men: cases from the Internet. In: *Journal of Gay and Lesbian Psychotherapy*, 9(3/4), 73–83

Döring 2003

Döring, N.: Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Göttingen: Hogrefe 2003

Döring 1999

Döring, N.: Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen. Göttingen: Hogrefe 1999 (relevante Kapitel im Internet unter: http://www.nicoladoering.de/Hogrefe/doi_ho3.htm; letzter Zugriff: 19.02.2009)

Elford 2003

Elford, J.: The Internet and gay men. In: *Social research, briefs*, No. 1, 2003

Elford/Bolding/Sherr 2002

Elford, J., Bolding, G., Sherr, L.: Seeking sex on the internet and sexual risk behaviour among gay men using London gyms. In: *AIDS*, 15, 1409–1415

Elford/Bolding/Sherr 2001

Elford, J., Bolding, G., Sherr, L.: HIV Optimism: Fact or Fiction? In: *Focus, A Guide to AIDS Research and Counselling*, 16, 1–4

Fuller 2004

Fuller, J. E.: Equality in cyberdemocracy? Gauging gender gaps in online civic participation. In: *Social Science Quarterly*, 85(4), 938–957

GayRomeo/DAH 2006

GayRomeo und Deutsche AIDS-Hilfe e. V. (DAH): GayRomeo Sexcheck 2006, im Internet unter: <http://www.gayromeo.com/infotehk/health/sexcheck2006de.pdf> (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Grohol 2000

Grohol, J. M.: Caught in the Net: how to recognize signs of Internet addiction and a winning strategy for recovery. In: *Addiction*, 95, 139–140

Halkitis/Parsons 2003

Halkitis, P. N., Parsons, J. T.: Intentional unsafe sex (barebacking) among HIV-positive gay men who seek sexual partners on the internet. In: *AIDS Care*, 15(3), 367–378

Hospers u. a. 2005

Hospers, H. J., Kok, G., Haterink, P., de Zwart, O.: A new meeting place: chatting on the internet, e-dating and sexual risk behaviour among Dutch men who have sex with men. In: *AIDS*, 19(10), 1097–1101

Hurley 2003

Hurley, M.: Electronic technologies, HIV education and health promotion targeting gay men and men who have sex with men. Melbourne: La Trobe University/Australian Research Centre in Sex, Health and Society, im Internet unter http://www.afao.org.au/library_docs/discpaps/dpo3_net.pdf (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Jackson u. a. 2001

Jackson, L. A., Ervin, K. S., Gardner, P. D., Schmitt, N.: Gender and the internet: Women communicating and Men Searching. In: *Sex Roles*, 44(5–6), 363–379

KidsVerbraucherAnalyse 2006

Egmont EHAPA Verlag (Hg.): Die KidsVerbraucherAnalyse 2006, im Internet unter: http://www.ehapamedia.de/pdf_download/KVA06_Praesentation.pdf (Stand: 12.06.2007; am 12.02.2009 war nur noch die HTML-Version online: http://209.85.129.132/search?q=cache:H7YxoG-feHoJ:www.ehapamedia.de/pdf_download/KVA06_Praesentation.pdf+KidsVerbraucherAnalyse+2006&cd=1&hl=de&ct=clnk&gl=de)

Kim u. a. 2001

Kim A. A., Kent, C., McFarland, W., Klausner, J. D.: Cruising on the internet highway. In: *Journal of Acquired Immune Deficiency Syndrome*, 28(1), 89–93

Kuske 2005

Kuske, M.: Herzenslust. Kontaktportale und Internetangebote sowie HIV- und gesundheitspräventive Angebote im Internet für schwule und bisexuelle Männer. Bestandsaufnahme und Dokumentation im Rahmen des Projektes „Virtuelle Herzenslustarbeit“ für die AIDS-Hilfe NRW. Köln: AIDS-Hilfe NRW, April 2005

Leiblum 2001

Leiblum, S. R.: Women, sex and the internet. In: *Sexual and Relationship Therapy*, 16(4), 389–405

Lenz 2003

Lenz, M.: Prävention für schwule und bisexuelle Männer im Medium Internet. Unveröffentlichtes Manuskript im Rahmen eines Werkvertrags im Auftrag der DAH. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe e.V., 2003

Léobon/Frigault 2007

Léobon, A., Frigault, L.-R.: La sexualité bareback: d'une culture de sexe à la réalité des prises de risque. In: Bozou, M., Doré, V. (Eds.): *Sexualité, relations et prévention chez les homosexuels masculins. Un nouveau rapport au risque*. Collections Sciences sociales et sida. Paris: ANRS 2007, 87–103

Léobon/Frigault/Levy 2005

Léobon, A., Frigault, L.-R., Levy, J.: Les usages sociosexuels d'Internet. Résultats de l'enquête „Net gay baromètre“, im Internet unter http://www.gaystudies.org/NGB_cnrs.pdf (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Mannix u. a. 2000

Mannix, M. u. a.: The Web's dark side: In the shadow of cyberspace, an ordinary week is a frightening time. In: *US News and World Report*, 129, 36–45

McCormick/Leonard 1996

McCormick, N., Leonard, J.: Gender and sexuality in the cyberspace frontier. In: *Women and Therapy*, 19, 109–119

McFarlane/Bull/Rietmeijer 2000

McFarlane, M., Bull, S., Rietmeijer, C.: The internet as a newly emerging risk environment for sexually transmitted diseases. In: *Journal of the American Medical Association (JAMA)*, 284(4), 443–446

McFarlane u. a. 2004

McFarlane, M., Kachur, R., Bull, S., Rietmeijer, C.: Women, the internet, and sexually transmitted infections. In: *Journal of Women's Health*, 13(6), 689–694

Milbrett 2006

Milbrett, T.: Risikogruppen der ansteigenden HIV-Neuinfektionen. Unveröffentlichte Bachelorarbeit. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin, Philosophische Fakultät III, Institut für Sozialwissenschaften 2006

Morahan-Martin/Bryant/Smithfield 2000

Morahan-Martin, J., Bryant, C., Smithfield, R. I.: Women and the Internet. Promise and Perils. In: *CyberPsychology & Behavior*, 3(5), 683–691

Murphy u. a. 2004

Murphy, D., Rawstone, P., Holt, M., Ryan, D.: Cruising and connecting online: the use of internet chat sites by gay men in Sydney and Melbourne. Sydney: National Centre in HIV Social Research, University of New South Wales 2004

Mustanski 2007

Mustanski, B. S.: Are sexual partners met online associated with HIV/STI risk behaviours? Retrospektive und daily diary data in conflict. In: *AIDS Care*, 19(6), 822–827

PEW Internet Project 2000

PEW Internet Project: Tracking online life: How women use the Internet to cultivate relationships with family and friends. Washington DC: The Pew Internet & American Life Project 2000, im Internet unter <http://www.pewinternet.org/pdfs/Report1.pdf> (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Reißmann/Rhode/Ulrich 2006

Reißmann, O., Rhode, M., Ulrich, K.: Neue Bewegungen im Internet? In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, Heft 2, Juni 2006, 2–5

Rietmeijer/Bull/McFarlane 2002

Rietmeijer, C., Bull, S., McFarlane, M.: Sex and the Internet. In: *AIDS*, 15, 1433–1434

Ross/Tikkanen/Mansson 2000

Ross, M. W., Tikkanen, R., Mansson, S. A.: Differences between Internet samples and conventional samples of men who have sex with men: Implications for research and HIV interventions. In: *Social Science and Medicine*, 51(5), 749–758

Schmidt/Marcus/Hamouda 2007

Schmidt, A. J., Marcus, U., Hamouda, O.: KABAStI-Studie – Wissen, Einstellungen und Verhalten bezüglich sexuell übertragbarer Infektionen. Aufbau einer deutschlandweiten 2nd Generation Surveillance für HIV und andere sexuell übertragbare Infektionen bei Männern mit gleichgeschlechtlichem Sex. Bericht an das Bundesministerium für Gesundheit. Berlin: mimeo, Robert Koch-Institut 2007, im Internet unter www.rki.de/nn_271502/DE/Content/InfAZ/S/STD/Studien/KABAStI/KABAStI.html (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Shaw/Gant 2002

Shaw, L. H., Gant, L.: Users Divided? Exploring the Gender Gap in Internet Use. In: *CyberPsychology & Behavior*, 5(6), 517–527

Tewksbury 2003

Tewksbury, R.: Bareback sex and the quest for HIV: Assessing the relationship in Internet personal advertisements of men who have sex with men. In: *Deviant Behaviour*, 24, 467–482

TNS Infratest 2005

TNS Infratest: Monitoring Informations- & Kommunikationswirtschaft. 8. Faktenbericht, April 2005, im Internet unter http://www.tns-infratest.com/marketing_tools/monitoring_ik_wirtschaft_archiv.asp zu finden (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Weatherburn/Hickson/Reid 2003

Weatherburn, P., Hickson, F., Reid, D.: Net benefits. Gay men's use of the internet and other settings where HIV preventions occur. London: Sigma Research/The Terrence Higgins Trust 2003, im Internet unter <http://www.sigmaresearch.org.uk/files/report2003b.pdf> (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Wilke 2004

Wilke, M.: EarthLink Ups Its Queer Connection. Gays seen as more high tech. In: The Gully online magazine vom 02.04.2004, im Internet unter http://www.thegully.com/essays/gay_mundo2/wilke/030731_gay_earthlink_ads.html (letzter Zugriff: 12.02.2009)

Autorinnen und Autoren

Michael Bochow

Dr. rer. pol., Soziologe; von 1979 bis 1986 Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin; seit 1987 in der sozialwissenschaftlichen Forschung zu Aids und zu Minderheiten in unterschiedlichen institutionellen Kontexten tätig

Werner Bock

Diplom-Sozialpädagoge (FH), systemischer Berater und Therapeut, fachlicher Leiter der virtuellen Beratungsstelle www.aidshilfe-beratung.de

Martin Dannecker

1977–2005 Professor am Institut für Sexualwissenschaft des Klinikums der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main; nach Pensionierung Übersiedlung nach Berlin, wo er weiterhin auf seinen angestammten Feldern tätig ist

Stefanie Grote

Dr. phil., Soziologin; von 1988–1994 in der angewandten Sozialforschung mit Schwerpunkt Aids und Gesundheit, von 1994–1996 am Robert Koch-Institut im Bereich psychosoziale Aspekte/Information tätig; von 1998–2004 u. a. wissenschaftliche Mitarbeit im Bereich Arbeits-, Berufs- und Organisationspsychologie an der FU Berlin; von 2005–2006 Mitarbeit im Projekt „Der Umgang mit HIV-Übertragungsrisiken bei Nutzerinnen und Nutzern von Kontaktseiten im Internet“ am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB)

Matthias Kuske

Manager der „Zielgruppenspezifischen Bundeskampagne ICH WEISS WAS ICH TU zur Intensivierung der HIV-Prävention bei Männern, die Sex mit Männern haben“ der Deutschen AIDS-Hilfe

Michael Lenz

ehemals Pressesprecher der Deutschen AIDS-Hilfe e. V., danach als freier Journalist tätig; seit mehreren Jahren in Südostasien unterwegs, um für Onlinemedien, Nachrichtenagenturen und deutsche Tageszeitungen Nachrichten, Geschichten und Reportagen über Länder und Leute, Kulturen und Religionen zu verfassen

Tobias Milbrett

Sozialwissenschaftler an der Humboldt-Universität zu Berlin, langjähriger Mitarbeiter beim Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Bandenburg e. V.

Stefan Reck

Jg. 1966, Mitglied des Vorstands von gay-web e. V., Webmaster von <http://berlin.gay-web.de> und www.hiv-im-dialog.de, Communityvertreter beim interdisziplinären Kongress „HIV im Dialog“

Ralf Rötten

Jg. 1964, Diplom-Sozialpädagoge; langjährige Tätigkeit in der Aids-Hilfe-Bewegung, heute Callboyberater bei „querstrich“, einem Projekt von SUB/WAY Berlin e. V., und Berater bei der Unabhängigen Patientenberatung Deutschland (UPD)

Axel J. Schmidt

Arzt und Gesundheitswissenschaftler; war u. a. in einer HIV-Schwerpunktpraxis, am Robert Koch-Institut (RKI) und am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) tätig; interdisziplinäre Forschung (Sozialepidemiologie, Biologie, Klinik, Community) vor allem zu sexuell übertragbaren Infektionen (STI), HIV und Hepatitis C in vulnerablen Gruppen

Ins Netz gegangen – Schwule Männer, Sex und Prävention im Internet

Der vorliegende Band präsentiert Erkenntnisse und Erfahrungen rund um das Thema „Internet, Sex und Prävention“, und zwar am Beispiel schwuler, bisexueller und anderer Männer, die Sex mit Männern haben (MSM): Studien zufolge liegt der Anteil der Internet-User in dieser Gruppe wesentlich höher als in der Allgemeinbevölkerung, und MSM nutzen das Medium offenbar auch häufiger als heterosexuelle Männer (und diese wiederum häufiger als Frauen) zur Suche nach Sexkontakten. Der Einfluss des Internets auf das Sexverhalten und die Eignung dieses Mediums für die Präventionsarbeit wird dabei zugleich anhand derjenigen Gruppe beleuchtet, die in Deutschland am stärksten von HIV, Hepatitis und anderen sexuell übertragbaren Krankheiten betroffen ist.